

Stern  Regen

Illustrirte Zeitschrift
für
Glaubensverbreitung



• Herausgegeben v. Missionshaus der Söhne d. hl. Herzen Jesu •
Missionäre für Central-Afrika.

Einladung zur Bestellung

der illustrierten Zeitschrift für Glaubensverbreitung in Afrika

„Stern der Neger“

herausgegeben vom Missionshaus der „Söhne der hl. Herzens Jesu“ in
Mühlbad bei Brixen (Tirol).

Mit Januar 1899 begann der „Stern der Neger“ den 2. Jahrgang. Die Zeitschrift, welche am Ende jeden Monats erscheint, bringt Aufsätze und Abhandlungen über die Neger, ihre Christlichmachung und Civilisierung, sowie Besprechungen von Ereignissen, welche das ewige und zeitliche Heil, Wohl und Wehe der Neger berühren, ferner Originalbriefe, Mittheilungen und Nachrichten unserer Missionäre in Afrika, endlich die wichtigeren Begebenheiten aus unserer Congregation, sowie aus unserem Missionshause. Als Organ der „Söhne des hl. Herzens Jesu“ und ihres Missionshauses, das dem Herzen Jesu geweiht und unter den Schutz unserer Lieben Frau gestellt ist, wird der „Stern der Neger“ bei seinem jedesmaligen Erscheinen das hl. Herz Jesu und die allerheiligste Gottesmutter durch irgendeinen Artikel verehren oder auch etwas zu Ehren der hl. Familie bringen, die den Boden Afrikas durch ihre Gegenwart geheiligt hat.

Der erste Jahrgang 1898 brachte außer den Originalberichten aus unseren Missionsstationen, über den Gang des englisch-ägyptischen Feldzuges und den endlichen Fall von Omdurman-Chartum auch mehrere Abhandlungen von selbstständigem Werte. Es seien nur erwähnt folgende Aufsätze: Colonialpolitik und Christenthum in Afrika, Der Aberglaube im Nilthale, Die Pyramiden, Über Blutrache im Sudan, Ein orientalisches Fürstenschloß, Die Musik bei den Negern, Der Islam, Erzfeind des Christenthums, Zur Stellung der Frau in Afrika, Erinnerungen aus dem Pharaonenlande, Eine Negerhochzeit u. s. w.

Den Text erläutern Abbildungen aus unseren Missionsstationen, Land und Leuten des Missionsgebietes.

Die nun erfolgte **Erschließung des Sudan** öffnet unserer Congregation einen ungeheuren Wirkungskreis: derselbe reicht vom rothen Meere bis nach Adamaua und vom ersten Nilkatarakt bei Assuan bis an den Albert-Nyanza-See: ein Land voll Wunder und Seltenheiten in Natur-, Thier- und Pflanzenwelt, wo 40 Millionen Menschen ihr Heil erwarten. Dieses Gebiet dem liebevollen Herzen Jesu zu gewinnen, ist Aufgabe der Congregation „Söhne des hl. Herzens“. Die erweiterte Missionsarbeit wird uns in Stand setzen, unsern Lesern eine Fülle von Erlebnissen und Erfahrungen zu berichten, die das opferfreudige Wirken der Missionäre umfaßt, und dies in einem Gebiete, das unter allen afrikanischen Ländern durch die jetzige Lage der Dinge in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gerückt ist. Wüchsen sich recht viele Berufene für diese Missionscongregation melden! Wer sich berufen fühlt, möge sich behufs Aufnahme vertrauensvoll an den unterzeichneten **Obern des Missionshauses des hl. Herzens Jesu in Mühlbad bei Brixen (Tirol)** wenden!

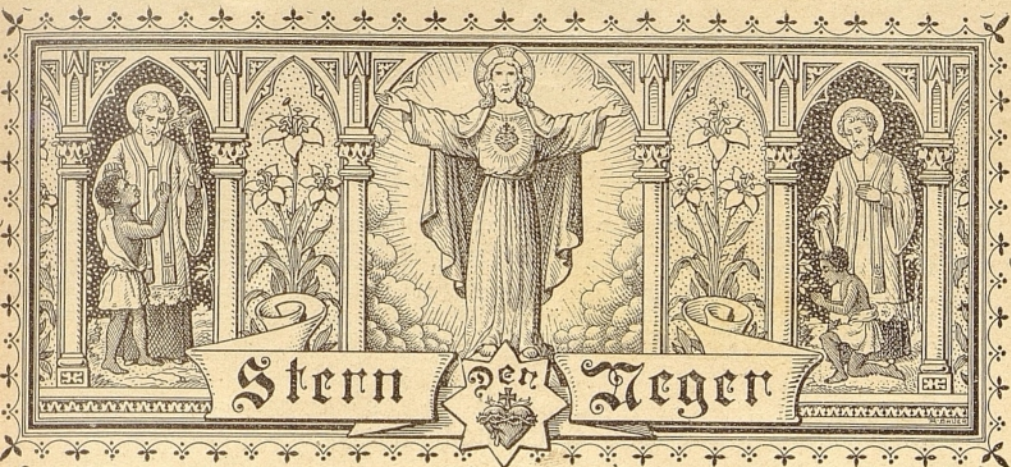
Wir bitten aber auch alle, die es vermögen, durch Bestellung des „Stern der Neger“ unsere heilige Sache unterstützen zu wollen.

Der jährliche Preis beträgt mit Postversendung 1 fl. 50 kr. Ö. W. (3 Mark). Wir bitten recht herzlich, die Bestellungen bald uns zukommen zu lassen.

Um den neuen Abonnenten die Erwerbung des Jahrganges 1898 zu erleichtern, ermäßigen wir den Preis desselben auf fl. 1.— (2 Mark). Diese Ermäßigung gilt nur für Besteller des neuen Jahrganges 1899.

Bestellungen erbittet und nimmt entgegen

**Das Missionshaus der Söhne des hl. Herzens Jesu
in Mühlbad bei Brixen (Tirol).**



Illustrierte Zeitschrift für Glaubensverbreitung in Afrika.

Organ des Missionshauses der „Söhne des hl. Herzens Jesu“.

→ Erscheint am Ende jeden Monats. ←

Nr. 2.

Februar 1899.

II. Jahrgang.

Inhalt: „Zum unbefleckten Herzen Mariä“ (Gedicht). — Von Kairo nach Chartum. — Dr. Joh. Chrysof. Mitternöhner. — Die Missionsthätigkeit der kathol. Kirche. — Die Tiroler Missionäre in Central-Afrika. — Der Ramadan. — Suakin am rothen Meere. — Unsere Bilder.

Zum unbefleckten Herzen Mariä.

Im Frühling, wenn die Rose blüht,
Schlägt froher jedes Herz,
Und wenn das Herz voll Liebe glüht,
flieht Traurigkeit und Schmerz.
Das Herz Mariä will ich lieben,
Wie will ich dieses Herz betrüben;
Ich lieb' dich, Herz Mariä!

So lang' in meinem Herzen fließt
Ein einz'ger Tropfen Blut,
Maria, dir geweiht er ist,
Nach Gott mein höchstes Gut!
Wie soll mein Herze sich beklagen,
Wenn für Maria es kann schlagen:
Es schlägt für dich, Maria!

Schau' ich am Morgen auf zur Sonne,
Maria, schöner strahlet
Dein Herz! Es ist die Wonne
Des Höchsten, der die Himmel malet.
Du, Tabernakel, keusch und rein,
In dir schließ'st alle Reinheit ein,
O reinstes Herz Mariä!

Und schließ' ich einst die Augen zu,
Und schlägt mein Herz nicht mehr,
Dann rufe mich zur süßen Ruh',
Zu dir, o Mutter hehr!
Ja, rufe mich von dieser Erde,
Wo ich doch nimmer fröhlich werde,
Ruf' mich zu dir, Maria!

Wie will ich, wenn ich bei dir bin,
Dir danken immer wieder!
Dir will ich singen immerhin,
Maria, meine Lieder.
Wie freu' ich mich vor deinem Throne,
Bei dir und deinem lieben Sohne,
O Himmelsbraut Maria!

Dir jubeln alle Cherubinen,
Dir, Jungfrau ohne Mängel!
Dich lieben alle Seraphinen,
Dich loben alle Engel;
Dich lob' auch ich, vereint mit ihnen,
Dich lieb' auch ich und will dir dienen:
Auf ewig dir, Maria!

Von Kairo nach Chartum.

Reiseskizzen aus Ägypten und Sudan.

Von P. J. Kav. Geher, F. S. C.

Die Reise, welche den folgenden Schilderungen zugrunde liegt, wurde zwar schon im Jahre 1883 gemacht. Es war aber die letzte, welche von unseren Missionären über Suakin und Berber nach Chartum gemacht wurde. Die Eisenbahn führt nun durch das Niltal nach Süden und vielleicht in kurzer Zeit wird man im Eisenbahnwagen in Chartum ankommen. Es mag unsere Leser interessieren, zu hören, wie man früher reiste, und zugleich Einzelheiten über Land und Leute des jetzt so vielbesprochenen Sudan zu erfahren.

I.

Von Kairo nach Suakin.

Na eine Reise nach Alexandrien und Kairo bei der gegenwärtigen Verbesserung der Verkehrsmittel nicht viel neues bieten kann, so nehme ich als Ausgangspunkt der Reise nach Chartum am Zusammenflusse des weißen und blauen Flusses direct Kairo an. Unsere Reisegesellschaft bestand aus sieben Personen, darunter der apostolische Vicar von Central-Afrika. Der Tag der Abreise von Kairo war der 29. Januar. Einer jener nebligen Morgen, wie sie zu jener Jahreszeit in Ägypten nicht selten sind, lag über der Hauptstadt des Pharaolandes. Kurz nach acht Uhr verließ der Zug Kairo. Bei der Station Kalyub wendet sich die Bahn aus ihrer bis dahin nördlichen Richtung nach Nordost und durchschneidet sehr gut bebautes, reichbewässertes Fruchthland. Im Osten der meist mit Korn, Baumwolle, Zuckerrohr bebauten grünen Ebene glänzen die gelben Sandflächen der arabischen Wüste, die sich zwischen Kairo und Suez ausdehnt. Nach der Station Belbes, in dessen Nähe sich die Ruinen des griechischen Byblos befinden, nimmt die Bahn abermals nördliche Richtung bis Zagazik, dem Knotenpunkt der Bahnlilien Suez-Damiette-Alexandrien. Rechts von der Bahnlinie bei Zagazik sind die Trümmer des alten Bubastis sichtbar, wo die Göttin Pacht mit Ausgelassenheit gefeiert wurde. Die an der Station aufgehäuften Baumwollmassen lassen schließen, daß die Stadt ein Hauptsitz dieses Handels sei; längs der Bahn ziehen sich unabsehbare Baumwollpflanzungen hin. Nach dieser Station macht die Bahn eine rasche Wendung gegen Ost. Wir bemerken in einiger Entfernung den Süßwassercanal. Dieses Werk der Pharaonen wurde erst zur Zeit der Erbauung des Suezcanals dem gänzlichen Verfall entrissen und am 29. December 1863 eröffnet. Als eines der vortheilhaftesten Werke des jetzigen Ägypten, dient er theils zur Lieferung von Trinkwasser, theils auch zur Schiffahrt. Die Segel, die man während der Bahnfahrt aus der Canalgegend auftauchen sieht, bilden eine angenehme Abwechslung zwischen dem Grün der Fluren. Unter-Ägypten ist jedoch nicht cultiviert, wie es sein sollte. Die Paläste von Europäern, die sich in buschreichen Dasen erheben, lassen den Reisenden umso mehr die Ode der unabsehbaren unbebauten Strecken fühlen. Hier wäre Arbeit für Colonien. Von Zagazik an durchläuft die Bahn einen Theil des aus der Bibel bekannten Landes Gosen, das Pharaon den Brüdern Josefs anwies. Links rücken die Sanddünen der arabischen Wüste bis nahe an die Geleise heran. Rechts ist durch die Kriegereignisse von 1882 die Station Tell-el-kebir bemerkenswert. Im Stationsgebäude sind noch die Beschädigungen durch die Kugeln erkennbar; kurz nach der Station beobachtet man neben der Bahnlinie die halbzerstreuten Erdwälle und Hütten, hinter denen sich

die Horden Arabi Paschas zu verteidigen suchten. Kleine Erdhügel erheben sich über den Gräbern der Gefallenen, einige hölzerne Kreuze zeigen die Ruhestätte englischer Soldaten an. Eine massive steinerne Brücke über den Canal verbindet die Station mit der Ortschaft. Ein düsterer Ernst liegt über dem wüsten Sand- und Schlachtfelde. Hier war es, wo die Engländer die Rebellen niederwarfen, und von hier aus zogen sie im Triumph nach Kairo, wo die bebenden Europäer sie als die Erretter begrüßten.

Bei der Station Ramses ist in südlicher Richtung der Schutthügel Tell-el-maschuta sichtbar. Nach der Ansicht der meisten Agyptologen und Bibelforscher soll hier die Stelle der biblischen Stadt Ramses sein, bei deren Erbauung die Israeliten von den Pharaonen zu harten Frohdiensten gezwungen wurden. Nach kurzer Fahrt bietet sich uns bei der Station Nefische ein herrlicher Blick auf den ausgedehnten Timsah-See. Nach einem kleinen Abstecher zur Stadt Ismailye kehrt die Bahn nach Nefische zurück und setzt die Fahrt in südlicher Richtung fort. Der Süßwassercanal ist nun zu unserer Linken. Rechts ist der Dschebel Mariam sichtbar. Leider vergönnte uns die nun eintretende Nacht nichtmehr den Ausblick auf die Bitterseen. Um 10 Uhr abends gelangten wir nach Suez.

Suez, von den Arabern des Mittelalters Kolzum genannt, besteht aus dem schmutzigen arabischen Viertel mit einigen Moscheen und aus dem regelmäßig angelegten europäischen Stadttheile. Wir besichtigen das ausgedehnte europäische Spital, vollständig aus Holz und durch Stützen über die Erde erhoben. Suez ist jetzt ein bedeutungsloses Städtchen. Eine große Wichtigkeit hatte es während des Baues des weltberühmten Canales. Im Süden der Stadt erstreckt sich ein etwa 3 km langer Damm ins Meer hinaus. Am Ende des Dammes haben wir links einen Leuchtturm, sodann den Duai Waghorn mit den Wohnungen für die Beamten. Von schattigen Bäumen umgeben, steht hier eine von Lesséps errichtete Statue des englischen Officiers Waghorn, der zuerst an der Idee eines Suez-Canals arbeitete, aber ohne Erfolg. Westlich vom Duai befindet sich das umfangreiche Hasenbassin, aus kolossalen Quadern erbaut. Der Damm gewährt einen Überblick über die einfahrenden Schiffe. Die Richtung der Canaleinfahrt beginnt 4 km südlich vom Hafen an der Stelle, wo sich auf dem Wogenbrecher, der sich vom östlichen Uferlande ins Meer zieht, ein Leuchtturm erhebt. Das Schiff läßt den Duai Waghorn links und steuert nach Nord dem Canale zu, zu dem drei große Masten die Straße bezeichnen. Die Einfahrt geht sehr langsam vor sich. Allmählich verschwindet der Körper des Schiffes und nur die Masten und Segel ragen noch lange aus der öden Wüste empor. Große Opfer an Geld und Menschen hat dieses Werk gekostet. Mit Recht kann unser Jahrhundert auf dieses Riesenwerk stolz sein. Ehre diesem rastlosen Streben der heutigen Nationen, wenn es den edlen Zweck einer Verbindung von Völkern gilt — ohne habgüchtige Selbstinteressen.

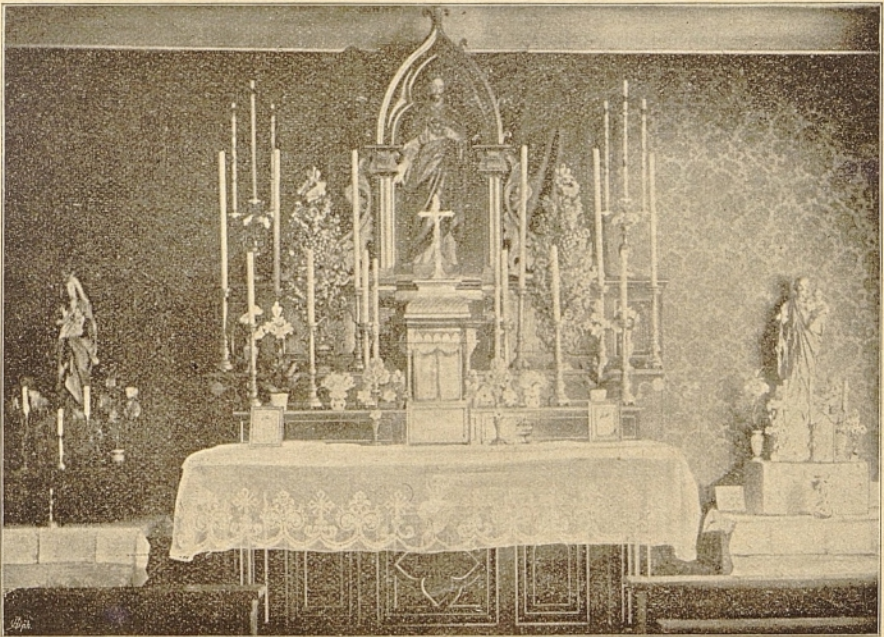
Endlich nachdem wir fünf Tage in Suez gewelt, war unser Schiff reisefertig. Es war das ägyptische Kriegsschiff „Dschaffaria“, das eine specielle Mission nach Suakin hatte: es sollte den General Hicks mit sechs englischen Officieren befördern, welche die Operationen der Sudan-Armee gegen die Rebellen zu leiten hatten. Wir werden auf die Expedition später noch zu sprechen haben.

Am 3. Februar um 2 Uhr nachmittags befanden wir uns an Bord des Schiffes. Die „Dschaffaria“ hatte 200 Soldaten für den Sudan an Bord, die theils gebunden im Schiffsraum, theils auf dem Verdeck herumlagen, auf dem auch mehrere Kanonen und Wasserbehälter aufgerichtet waren. Auf dem Hauptmaste wehte die Kriegsfahne. Um 4 Uhr erschien Raschid Pascha, der neue Gouverneur Ost-Sudans, mit seinem Harem und eine Stunde später Hicks Pascha mit dem Generalstabe; beide wurden mit militärischen Ehren empfangen. Noch eine

halbe Stunde und das Schiff setzte sich in langsame Bewegung: in diesem Augenblick erkletterte die Mannschaft mit Hurligkeit die zwei Masten und vertheilte sich auf die Raanen in der Weise, daß auf die obere Raane eines jeden Mastes drei Mann, auf die untere fünf zu stehen kamen. Auf das Commando des Capitäns erwiderte alsdann die Mannschaft aus der Luft den Abschiedsgruß, worauf die Trompeten den ägyptischen Marsch anstimmten. Diese Ceremonie wiederholt sich auf den ägyptischen Schiffen, so oft sie einen hohen Gast an Bord haben. Unter diesem interessanten Schauspiel hatte sich das Schiff eine ziemliche Strecke vom Festlande entfernt. Zum letztenmale wurde der ägyptische Marsch geblasen und Suez durch dreimaliges Auf- und Niederziehen der Fahne begrüßt. Noch lange schimmerten uns die Lichter des Hafens durch die Nacht nach. Der Morgen des 4. Februar war herrlich. Zu unserer Linken stiegen die Gebirge der Sinai-Halbinsel mit dem Dschebel Tor aus dem Nebel auf und blieben uns mehrere Stunden sichtbar, bis gegen Mittag sämmtliches Festland der asiatischen Küste mit Ras Mohammed, dem südlichsten Punkt der Halbinsel Sinai, verschwand. Um diese Zeit verließen wir den Golf von Suez und traten in das freie Meer ein. Die afrikanische Küste ist noch deutlich sichtbar. Nachmittags gegen 4 Uhr gewahrte man die gefährlichen Felsen der sogenannten „Zwei Brüder“, an denen wiederholt ägyptische Schiffe zugrunde giengen. Bald darauf verschwindet auch die afrikanische Küste. Die Schiffe halten sich etwas fern vom Festland, da in dessen Nähe das Meer mit gefährlichen Riffen besäet ist, die gewöhnlich auch eine kleine Erregung der See verursachen. Der 5. Februar brachte uns um 8 Uhr morgens den Leuchthurm Daedalus auf hoher See in Sicht. Eine Stunde nachher hatten wir denselben aus unserer Rechten und die Thurmwache hißte die türkische Fahne auf. Ein Malteser und ein Grieche, die alle drei Monate abgelöst werden, halten die Wache. Hinter dem glänzenden Thurm zeigte das Fernrohr die schimmernde Spitze eines zweiten Leuchthurmes in der Nähe der afrikanischen Küste. Außer der ganz nahen felsigen Inselgruppe St. Johns, südöstlich vom afrikanischen Cap Benäs, zeigt sich kein Land. Erst gegen Abend werden rechts ferne Felsen sichtbar, die sogenannten zwölf Apostel, die als zwölf isolierte, zackige Bergspitzen in verschiedener Größenabstufung ins Meer vorgeschoben sind. Mit dem Morgen des 6. Februar erscheint das afrikanische Festland, das nun bis Suakin sichtbar bleibt. Mehrere Vorsprünge der Küstengebirge nähern sich bedeutend, worunter besonders das Ras Kauai. Um 4 Uhr nachmittags kündigte der Matrose vom Vordermaste die Höhen Suakins an. Unter dem Kampfe mit den hochgehenden Wellen wurde das Schiff nach Südwest gelenkt. Die Passagiere standen auf dem Verdeck, mit dem Fernrohr den Hafen von Suakin erspähend. Der Hafen von Suakin ist, wie die meisten Häfen des rothen Meeres, mit gefährlichen Riffen und Sandbänken besäet, so daß die Schiffe bei Nacht nur unter großen Gefahren einlaufen könnten. Da nun bereits die Dämmerung eintrat und unsere Entfernung noch fünf Stunden betrug, so beschloß der Capitän, nachts im nahen Hafen Scheich-el-baräd zu ankern und am folgenden Morgen nach Suakin zu steuern. Doch auch dies war zu spät; die Sonne sank und Finsternis verhüllte den Hafen Scheich-el-baräd, ehe wir anlangen konnten. Man versuchte nun auf hoher See an einem Felsenriff einen Ankerplatz zu finden. Zur Rechten befanden sich denn auch in der Nähe Riffe, deutlich erkennbar durch die schimmernden Schaumwellen, die geräuschvoll dort brandeten. Allein drei mit einer Schaluppe ausgesandte Mann fanden keinen Ankerplatz; zugleich erhob sich starker Wind, der das Schiff gegen die Felsen zu jagen drohte. Nun beschloß man, die ganze Nacht über nach Nord zurückzufegeln, um den Gefahren der felsigen Meeresumgebung von Suakin zu entgehen. Erst gegen 3 Uhr früh am 7. Februar nahm man wieder südliche Richtung. Um 6 Uhr wurden die Höhenzüge gegen Suakin sichtbar. Auf dem

Schiffe begann nun das regste Leben, Paschas und Officiere warfen sich in Wicks, um feierlich in Suakin einzuziehen.

Die afrikanische Küste ist niedrig und öde, mit mäßigen Höhenzügen im Hintergrunde. Allmählig taucht die Stadt Suakin auf; der hellweiße Schimmer der Gebäude und Minarete inmitte einer öden Wüste bietet einen contrastvollen Anblick. Gegen 10 Uhr liefen wir in den Hafen ein. Die Einfahrt ist durch kleine steinerne Säulen zu beiden Seiten gekennzeichnet. Einen herrlichen Anblick bilden die Gewässer rechts und links von der Einfahrtsstraße. In den Farben des Regenbogens wälzen sich die kräuselnden Schaumwellen über den verborgenen Felsriffen und Sandbänken hin und her, an den felsfreien Stellen und über den Untiefen bildet das Meer eine Art ruhiger Seen, deren Farben zwischen tief-



Kapelle in unserem alten Missionshause.

und hellblau spielen: das ganze bildet einen wirkungsvollen Gegensatz zu den gelben Sandflächen der nahen Küste.

Gegenüber dem Gebäude des Gouverneurs legte die „Dschaffaria“ an. Während der Anker sank, wurde die ägyptische Hymne gespielt, in ähnlicher Weise wie bei der Abfahrt von Suez. Es folgte der feierliche Empfang des Generalgouverneurs Raschid Pascha durch die Behörden der Stadt und die Garnison; die Bischarin oder Eingeborenen drängten sich in dichten Reihen am Landungsplatz, neugierig nach der Person des neuen Gouverneurs und den englischen Officieren spähend. Wir nahmen Wohnung im Hause des freundlichen Directors der Post und Quarantäne. Zwar machten wir sofort Anstrengungen, um die nöthigen Kameele für die Wüstenreise nach Berber zu erhalten, allein die Abreise verschob sich mehrere Tage, da die Kameele zunächst für den Transport der militärischen Expedition in Anspruch genommen wurden.

Suakin ist einer der wichtigsten Häfen des rothen Meeres. Die Gummi- und Elfenbein-Karawanen, die über Berber und Kassala aus dem Sudan kommen,

vereinigen sich hier. Das Klima Suakins ist heiß, ich zählte im Februar 28° im Schatten, bei der Rückreise im Juni zeigte das Thermometer gewöhnlich 35° R. Eine besondere Erscheinung der Temperatur im letzteren Monat war deren niederdrückende und einschläfernde Wirkung in einem Grade, wie ich sie im Sudan nirgends bemerkt hatte. Der Grund mag einerseits die phosphorische Ausdünstung des Meeres in der Nähe der Stadt sein, das im Hafen ein bedeutendes Quantum Phosphor enthält; man kann auf einer nächtlichen Barkenfahrt im Hafen beobachten, wie die von den Rudern bewegten Tropfen als leuchtende Funken herum-springen. Andererseits mag auch die Nähe zahlreicher Sukkulenten-Gewächse, besonders Euphorbien, die in den südwestlichen Bergen gedeihen und ihren Aushauch mit dem Winde vermischen, nicht ohne Einfluss auf obige Erscheinung sein. Außerdem enthält das Trinkwasser, das Suakin vom nahen Gef. holt, Stoffe von den metallhaltigen Bergen der Umgebung.

Hier ein Wort über die Eingeborenen von Suakin.

Das durch Typus, Sprache und Sitten merkwürdige Volk, welches den östlichen Sudan bewohnt, kann in folgende mehr oder minder große Stämme getheilt werden: Beni-Amer, Bischarin, Artega, Aschraf, Hadendoa, Amarar, D-Sofi. Ich berichte hier Einiges über die letzteren.

Suakin wird im Arabischen Sawakin geschrieben, während die Eingeborenen es Sofi und sich selbst D-Sofi nennen. Diese leben in Hütten, bestehend aus an Pfählen befestigten Flechten und Matten. Diese Hütten heißen „Bidaigauab“. Die D-Sofi sind zweifellos eine schöne Race. Sie bleiben im allgemeinen eher hinter unserer gewöhnlichen Statur zurück, obwohl ihre schlanke Figur, bedeckt mit dem losen, weißen und toga-artigen Umwurf, sowie ihr hochaufgerichtetes buschiges Haar sie hochgewachsener erscheinen lassen als sie sind. Draußen, in den Ebenen und Steppen, zeigen sie große Ausdauer im Laufen und Steigen und sind flink wie Jagdhunde; aber in der Stadt sind sie träge und zu nichts gut. Ihre Nahrung ist fast ausschließlich vegetabilisch, gemischt mit Fisch und zeitweise mit etwas Fleisch. Innerhalb ihres engen Hafens sind sie sehr geschickte Fischer und Bootfahrer.

Es ist wirklich interessant, die Physiognomien dieser Leute zu studieren. Man entdeckt leicht das Vorhandensein von Negerblut an der Dicke der Nase und Lippen u. s. w. Ebenso leicht lassen sich aber zwei unterschiedliche Typen feststellen, jener der Scheits und jener der untern Classen. Manches Scheitgesicht ist fast so vollkommen und fein ausgeprägt als das irgend eines Kaukasiers. Die Nase ist fein und delicat, die Augenlider sind geschwungen, Lippe und Kinn scharf geschnitten. Hände und Füße sind klein und schön geformt. Das Haar ist lang, aber nicht wollig oder gekraust wie jenes der Neger. Es ist gewöhnlich in drei Theile getheilt, wovon der mittlere auf dem Scheitel senkrecht emporragt, während die andern zu beiden Seiten dichte Büschel bilden. Manche rasieren das Haupt und tragen einen Turban. Die Hautfarbe ist tiefes Braun, aber nicht schwarz; andererseits ist sie nie hell, wie jene vieler arabischer Beduinen.

Der Gesichtsausdruck der untern Classen ist entschieden weniger fein, und schön.

Geradezu einnehmend hübsch sind fast durchwegs die Kinder, besonders die Knaben. Macht man einen Gang zwischen den ohne Ordnung aufgereihten Hütten so sieht man in allen Ecken und Winkeln Kinder austauschen und schnell wieder verschwinden. Schlanke Knaben, theils völlig nackt, theils nur mit einem Lumpen umgürtet, mit regelmäßigen Zügen und völlig kaukasischen Gesichtern, mit lebhaften, leuchtenden Augen und einnehmendem Ausdruck schlüpfen gleich jungen Gazellen umher. Aber gleich diesen sind sie scheu und furchtsam, sie verschwinden beim Anblick des Fremden schnellstens im undurchdringlichen Dunkel ihrer Hütten. Noch

viel scheuer sind die Mädchen. Selbst die Erwachsenen schließen sich allen gegenüber, welche nicht zu den Eingeborenen gehören, ab. Dies ist der Grund, weshalb es so schwer ist, deren Sitten und Gebräuche genau kennen zu lernen. Nach jahrelangem Aufenthalte unter ihnen gelingt es kaum, je das Dunkel ihrer Hütten zu durchdringen und ihr häusliches Leben und Treiben genau zu studieren. Man hört das Geschrei der Kinder, das Singen der Bettler, die Stimmen der Männer und Frauen, aber was im Innern vorgeht, bleibt Geheimnis. Wie sehr sie sich aber Fremden gegenüber abschließen, ebenso mittheilbar sind sie unter sich. Die geringste Neugier macht schnell unter ihnen die Kunde, ohne daß man nur erfährt, auf welche Weise dies möglich ist. Was einer weiß, wissen im Nu alle. Auffallend ist der freie Verkehr der Jugend beiderlei Geschlechts, ohne daß man von Ausschreitungen zu hören bekommt.

Die Zahl der Eingeborenen hat seit der Zeit der Mahdi-Rebellion bedeutend abgenommen. Seitdem Suakin die Operationsbasis gegen die Dervische des östlichen Sudan geworden und die Regierung in englische Hände gelangt ist, geht eine wichtige Änderung vor sich. Alljährlich entstehen an Stelle der Mattenhütten mehr oder minder ausgedehnte Steinbauten, die Zahl der Hütten schmilzt immer mehr zusammen. Die Eingeborenen, aus ihren alten Sizen vertrieben, ziehen sich auf das Festland oder in die Steppe zurück. Wenn dies so fort geht, so wird bald der Tag kommen, da auf der Insel Suakin jede Hütte verschwunden sein wird. Die D-Soki werden dann wohl in den ihnen verwandten Stämmen der Steppe aufgehen.

Aber auch auf die außerhalb der Stadt wohnenden Stämme bleibt der Aufstand nicht ohne Einfluß. Diese Umwälzung bedeutet zweifellos eine wichtige Epoche in ihrer nationalen Geschichte. Einzelne kleinere Stämme, welche sich dem Mahdi angeschlossen hatten, sind ganz vernichtet worden oder sind nur mehr durch einige Weiber und männliche Kinder vertreten. Ganze Bergdistricte sind entvölkert worden. Die Auctorität großer Scheiks wurde gestürzt, und die Zukunft ist in den Händen einzelner weniger mächtiger Scheiks und Stämme, welche sich der Rebellion und des Kampfes enthalten haben, und die in Folge dessen viel stärker sind als vorher. Andere benutzen die Umwälzung, um sich der Regierung dienstwillig zu zeigen, welche ihrerseits die Scheiks mit Auszeichnung behandelte und mit Ehren überhäufte. Auf diese Weise kamen Scheiks und Stämme zu Ansehen, welche bislang eine sehr untergeordnete oder gar keine Rolle spielten. Daraus ergeben sich auch wichtige Änderungen für die ethnographischen Verhältnisse im östlichen Sudan. Alle die Umwälzungen, welche durch den Aufstand des Mahdi im Ost-Sudan vor sich giengen, lassen sich heute noch gar nicht übersehen; dies wird erst möglich sein, wenn die Verhältnisse wieder in geordnete Bahnen gelenkt sind.

Die Bedeutung Suakins als Hafenstadt datiert sich aus den letzten Decennien. Zwar kann man behaupten, daß bereits die ägyptische Expedition der Franzosen die Idee zur Hebung des Handels im rothen Meere gab. Jedoch erst einige Decennien später fand die Idee glückliche Verwirklichung. Die Penninsular-Compagnie errichtete 1840 eine Linie durch das rothe Meer nach Ostindien. Die Eröffnung des Suezcanals 1869 leitete die moderne großartige Handelsperiode auf dem erythrischen Meere ein, allein bis in die letzten Jahre bildete das rothe Meer nur den Weg für den Transithandel, während dessen Häfen, außer Suez, Dschedda, Aden, fast unberührt blieben. Seit dem Jahre 1880 laufen die europäischen und türkischen Schiffe theils regelmäßig theils im Bedürfnisfalle auch Suakin, Massaua, Hodeida, Berbera u. s. w. an. Der österreichisch-ungarische Lloyd war der erste, der nebst der türkischen Ajzieh schon vor Eröffnung des Suezcanals Rundfahrten im rothen Meere unternahm. (Fortsetzung folgt.)

Dr. Joh. Chrysofomus Mitterrugner.

Niner der allergrößten Wohlthäter der Mission von Centralafrika ist Dr. J. Chr. Mitterrugner. Da dieser verehrte Name zugleich ein Stück Geschichte der centralafrikanischen Mission in sich schließt, so hat der „Stern der Neger“ doppelten Grund, die außerordentlichen Verdienste dieses Mannes um die Mission und die Missionäre in Centralafrika in einigen Zeilen zu würdigen. Die Bervollständigung des Aufsazes über die Tiroler Missionäre und die Pflicht der Dankbarkeit verlangen es.

Für heute bringen wir unsern Lesern das wohlgetroffene Bild unseres hochverehrten Dr. Mitterrugner und eine biographische Skizze, welche wir seiner liebenswürdigen Feder verdanken und worin hauptsächlich sein Antheil an unserem Missionswerk in Betracht gezogen ist. Der Schluss folgt in nächster Nummer.

Mitterrugner, Joh. Chrysofomus, Chorherr von Neustift, Ehrenpräsident des «Institut d'Afrique» in Paris, f. b. geistl. Rath, Schulrath — geb. am 30. Mai 1818 zu Tils bei Brigen. Sein Vater Martin Mitterrugner besaß ein mäßiges Bauerngut; seine Mutter, Maria Forer, war eine Schwester des damaligen Gymnasialpräfecten zu Brigen, Valentin Forer. M. widmete sich dem Studium und absolvierte das Gymnasium — 1831—1837 — zu Brigen, die zwei philosophischen Curse zu Innsbruck und die drei ersten theologischen Curse wieder in Brigen — 1839—1842. Am 8. September 1842 trat er in das nahe gelegene Augustiner-Chorherrenstift Neustift ein. Am 8. September 1843 legte er die feierlichen Gelübde ab, und am 28. September wurde er zum Priester geweiht. Nach Absolvierung des vierten theologischen Cursets begab er sich zu weiterer Ausbildung nach Rom. In dem Jahre 1846 bis September 1847 weilte er wieder dort und betrieb vorzugsweise das Studium der modernen Sprachen. Nebenbei erwarb er sich an der Universität den Doctorgrad der Theologie. Im Jahre 1846 lernte er den Zögling der Propaganda Dr. Ignaz Knoblescher aus St. Cantian in Krain kennen. Im Jahre 1848 wurde Knoblescher nach dem Tode Ryklo's apostolischer Provicar der 1846 gegründeten centralafrikanischen Mission. Mitterrugner war unterdessen — October 1847 — Professor am Gymnasium zu Brigen geworden, an welchem er dann 26 Jahre als Professor und 18 Jahre als Director wirkte, dabei aber die afrikanische Mission immer im Auge behielt. Als Provicar Knoblescher 1851 aus Chartum nach Europa kam, um neue Missionäre zu gewinnen und auch materielle Unterstützung zu suchen, besuchte er auf der Rückreise seinen Römerfreund Mitterrugner in Brigen (8. u. 9. Juli). Dieser führte den Provicar zum Fürstbischof Bernhard Galura, welcher den berühmten Missionär nicht nur zu Tische lud, sondern auch mit 300 fl. und einigen Kirchenparamenten beschenkte und in den folgenden Lebensjahren (er starb am 17. Mai 1856) ein warmer Freund dieser Mission blieb.

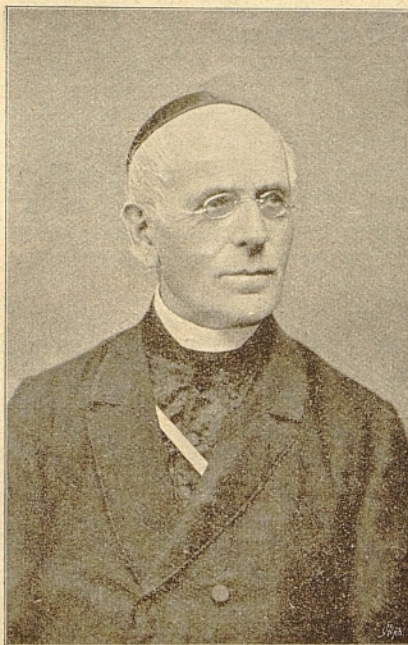
Dr. Knoblescher hatte bei seiner Anwesenheit in Wien den Marienverein zur Unterstützung seiner Mission gegründet. Am 9. Juli wurde Mitterrugner von Knoblescher selbst in diesen Verein aufgenommen. Tags darauf führte Mitterrugner mit Genehmigung des Fürstbischofs diesen Verein in der Diocese Brigen ein. In kürzester Zeit zählte er über 100 Mitglieder, und da der Bischof das Protectorat mit größtem Vergnügen übernommen und die Mission in seinen Hirtenbriefen wärmstens empfohlen hatte, so flossen von allen Seiten reichliche Gaben, so daß man jährlich eine namhafte Summe an das hohe Comité des Marienvereines nach Wien schicken konnte. Der edle Graf Moritz Fries, Nefse des Wunderthäters Alexander Fürsten Hohenlohe, war Cassier des Vereins.

Das einflussreichste und thätigste Comitémitglied war Hofrath Friedrich v. Hurter. Dieser schrieb nun im April 1853 an Mitterrußner in Brixen, ob denn das gläubenseifrige Tirol nicht auch sein Contigent an Glaubensboten stellen könnte. Daß sein Wunsch erfüllt wurde, beweisen Nr. 1 und 2 des „Stern der Negere“. Als der heiligmäßige Missionär Alois Haller nach kurzer Zeit 1854 in Chartum starb, setzte ihm Mitterrußner ein wohlverdientes Monument in dem Werklein: „Lebensbeschreibung des Alois Haller, apostolischen Missionärs in Chartum. Innsbruck, Wagner, 1855.“

In Chartum bestand im Jahre 1856 eine blühende Schule. Nun beschloffen Knoblecher und Gostner, acht der talentvollsten Negelein zur weiteren Ausbildung nach Europa zu schicken. Dies schrieb letzter an Mitterrußner mit der Bitte, schon vorläufig für ihre Unterkunft in Europa zu sorgen und bis Ende August einen verlässlichen

Habir (Führer) nach Alexandrien zu schicken; dort werde er sich mit den Knaben einfinden. Da eben die Schulferien

waren, konnte und wollte Mitterrußner selbst der Führer sein. Er reiste mit den neuen Missionären Kaufmann und Lanz und anderen am 27. August von Triest ab und landete am 1. Sept. glücklich in Alexandrien. Da gab es ein freudiges Wiedersehen zwischen Gostner und Mitterrußner! Vom 5 bis 11. Sept. geschah die Rückfahrt nach Triest. Zwei der größeren, 15—16 Jahre alten



Dr. Joh. Chrysof. Mitterrußner.

derselben. Im Februar war Anton Überbacher in Gondokoro gestorben; ihm folgten im Tode am 13. April Provicar Dr. Ignaz Knoblecher in Neapel auf seiner Reise nach Rom, und drei Tage später sein Generalvicar Josef Gostner in Chartum. Ein Schreiben des Präfecten der Propaganda, Cardinal Barnabó, ließ durchblicken, daß man diese Mission auflassen müsse. Mitterrußner begab sich nun im August nach Rom, um dieses womöglich zu verhüten. Bei der ersten Audienz rückte Se. Eminenz sogleich ganz entschieden mit dem Urtheil hervor: „Oh! Diese Mission muß man aufheben; so viele Opfer an Menschenleben, so große Auslagen und so wenig Früchte!“ Mitterrußner, der den edlen, aber ungemein raschen Cardinal schon kannte, erlaubte sich die Frage: „Eminenz! Hat denn die Propaganda den Namen vom „Aufheben“ der Missionen; ich glaube propagare Fidem heißt ja gerade das Gegentheil. Der Verlust dreier so ausgezeichneten Glaubensboten ist menschlicher Weise freilich sehr zu bedauern; allein wir dürfen nicht vergessen, daß

Böglinge hatten bereits die Aufnahme in die Propaganda erhalten; vier kamen in das Institut Mazza in Verona, zwei übernahm der hochwürd. Missionsfreund Lukas Seran in Laibach. Leider starben sechs dieser Knaben, darunter auch die zwei Propagandisten, innerhalb dreier Jahre. Einer der Überlebenden (Jos. Gabeschi) wurde Priester, der zweite später Officier in der ägyptischen Armee.

Das Jahr 1858 war wohl das verhängnisvollste für die Mission; denn es fielen drei Säulen

Gott sie hinweggenommen hat. „Die großen Auslagen“ hat nicht die Propaganda bestritten, sondern fast ganz das Kaiserreich an der Donau. Was die „Früchte“ anbelangt, hat die Mission seit ihrem Bestehen schon vielen Seelen den Himmel geöffnet. Es seien noch mehrere Missionäre vorhanden und es bestehen noch drei blühende Schulen; eine erfreuliche Frucht haben ja Euer Eminenz an den zwei schwarzen Jünglingen dieser Mission in der Propaganda, über welche Sie selbst einmal zu schreiben die Gnade hatten, daß sie an Talent und Betragen nichts zu wünschen übrig lassen.“ Der gute Cardinal wurde bedenklich und sprach: „Kommen Sie morgen wieder, damit wir die Sache weiter besprechen können.“ Bei dieser zweiten Audienz war der Cardinal sehr liebenswürdig und fragte sogleich: „Ja, wer soll denn Knoblechers Nachfolger werden?“ „Eminenz, der ist eben auf dem Wege nach Europa, der Missionär Matthäus Kirchner, welcher schon 4 Jahre mit Auszeichnung in Chartum gedient hat. Ich weiß zwar, daß er diese Last nicht auf sich nehmen will und einen Andern vorschlagen wird. Dieser Andere ist aber schon darum nicht zu brauchen, weil er nie in der Mission gedient hat u. s. w.“ „Nun, wir werden ja sehen, wie sich die Sache ordnen läßt.“ Es bedurfte aber noch mancher Schreiberei, bis Kirchner sich erweichen ließ und die Stelle annahm.

Nachdem Überbacher bei dem Stamme der Bari und Lanz bei dem der Kieë (Dinka) ihre apostolische Wirksamkeit begonnen hatten, ersuchte sie Mitterrügner brieflich, diese beiden, von einander ganz verschiedenen Neger Sprachen (Bari und Dinka) fleißig zu studieren und ihm von Zeit zu Zeit davon Proben zu schicken. Sie thaten es auch.

Der Missionär Franz Morlang kehrte nach achtjährigem Apostolat im Jahre 1863 nach Europa zurück und zwar in Begleitung eines talentvollen Jünglings der Missionsstation Gondokoro. Er hieß Franz X. Logwit-lo-Ladü und war ein Sohn des Häuptlings Ladü und Enkel Lütweris. Dr. Knoblecher hatte ihn im Jahre 1855 getauft. Morlang und Logwit ließen sich in Brizen nieder. Dieser günstige Umstand regte in Mitterrügner den Gedanken an, die Dinka- und Bari-Sprache lexikalisch und grammaticalisch zu bearbeiten. Er erbat sich darum auch die Manuscripte des Missionärs Joh. Beltrame — aus dem Institute Mazza — sowie den bezüglichen Sprachschatz Kirchners, welcher 1862 die Mission dem seraphischen Orden übergeben hatte und nach Bamberg zurückgekehrt war. Mit diesen Behelfen und Logwit als Lehrer zur Seite, wurde die Arbeit begonnen und in 33 Monaten vollendet. Mitterrügner legte die Manuscripte durch Dr. Albert Jäger der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien vor. Diese fand die Arbeit der Veröffentlichung würdig und spendete dem Verfasser zur Herausgabe der beiden Bücher eine Subvention von 750 fl., weil solche Werke nur einen beschränkten Leserkreis zu haben pflegen. M. Weger in Brizen besorgte den Druck in rühmlicher Weise. Im Jahre 1866 erschien also: „Die Sprache der Dinka in Centralafrika, Grammatik, Text und Wörterbuch“ — und fand bei Sprachforschern allgemein freundliche Aufnahme. Aus Paris erhielt der Verfasser das Diplom als Ehrenpräsident des dortigen «Institut de l'Afrique». Aus Wien erschien das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens als kaiserlicher Dank dafür, daß der damalige Präsident des Marienvereines — Weihbischof Rutschker — Sr. Majestät, als Protector dieser Mission, ein Exemplar des Buches überreichte. Im folgenden Jahre erschien nach den Angaben Logwits — dieser war am 27. December 1866 an der Abzehrung gestorben — „Die Bari Sprache in Centralafrika. Grammatik, Text und Wörterbuch.“ Auch dieses Buch wurde Sr. Majestät überreicht. Dem Verfasser wurde dafür die goldene Medaille «Pro litteris et artibus» zugesendet. — Im Jahre 1869 hat Mitterrügner eine ziemlich weitläufige Lebensskizze des apostol. Provicars Dr. Ignaz Knoblecher drucken lassen bei Weger in Brizen.

(Schluß folgt.)

Die Missionsthätigkeit der katholischen Kirche.

Rede des P. A. Hunder S. J.

Der Papst ist der Feldherr. Sehen wir nun hin auf seine Soldaten, (Schluß.)
die Missionäre.

Leider darf ich nicht zurückgreifen auf die Helbengestalten der alten Missionsgeschichte. Aber auch das 19. Jahrhundert liefert Missionäre, deren sich die Kirche wahrlich nicht zu schämen braucht. Wir haben vorher gesehen, welch schwerer Schlag die Missionen am Ende des vorigen Jahrhunderts durch Aufhebung der Gesellschaft Jesu und später durch Klostersturm und Säkularisation getroffen. Es schien, als könnten die schrecklichen Lücken nie wieder ersetzt werden. Und doch, sie sind ersetzt, reichlich ersetzt worden.

Ist es nicht wunderbar, daß dasselbe 19. Jahrhundert, das mit dem Klostersturm begann, eine ganz unerhörte Blüte des katholischen Klosterlebens gebracht hat? Wie viele neue Ordensgenossenschaften sind wohl seit 1800 ins Leben getreten? Nicht weniger als rund 430, davon etwa 100 männliche und 330 weibliche. Ein große Zahl von ihnen hat sich ausschließlich dem Missionsberufe geweiht. So sorgt Gott für seine heilige Kirche auch in Zeiten größter Bedrängnis.

Aber auch die alten Orden, unter ihnen die 1816 wiedererweckte Gesellschaft Jesu, erholen sich und erstehen in neuer Jugendkraft. Junge und alte wenden mit feuriger Begeisterung sich dem Apostolate zu, und heute arbeiten in unseren Missionsgebieten nicht weniger als 40 Priester- und 20 Brüdergenossenschaften mit zusammen rund 18.000 Mann, darunter allein an 600 Benedictiner, 2500 Franciscaner, 700 bärtige Capuciner, 700 praktische Trappisten, 500 Dominicaner, 5—600 Lazaristen und rund 4000 Jesuiten, die durch die Vertreibung am meisten Leute frei bekamen. Zu diesen alten Kerntruppen stößt die junge Mannschaft der zahlreichen neueren Missions-Genossenschaften und eine Schar von wenigstens 2—3000 Weltpriester-Missionen. Aber noch mehr. Das 19. Jahrhundert hat den Missionen einen ganz neuen, überaus wertvollen Bundesgenossen zugeführt. Das sind unsere katholischen Schwestern. Erst das Abgehen von den alten Clausur-Regeln und Klosterformen hat diese Mitwirkung in großem Maßstabe ermöglicht. O, daß ich schildern dürfte, was diese „Engel der Liebe“ in tausend und aber tausend Spitälern, Waisen- und Findelhäusern, Schulen und Anstalten aller Art in den Heidenländern wirken! Und wie viele dieser auserwählten Töchter der Kirche sind wohl im Augenblick auf der ganzen Welt, in eisigen Alaska so gut wie im glühendheißen Afrika, in Indien, in China, Oceanien etc. thätig? Nicht weniger als 120 Schwestern-Genossenschaften mit zusammen rund 52.000 Schwestern, davon 10.000 einheimischen, die zahllosen Laien-Gehilfsinnen in China und anderswo gar nicht gerechnet.

Unsere Missionsarmee ist somit rund 70.000 Köpfe stark. Und was für Köpfe, was für Herzen! Für Christus und die unsterblichen Seelen zu leiden, zu opfern, zu sterben, ist ihr Ideal. An 200 Missionäre haben in diesem Jahrhundert ihr Blut für den Glauben verspritzt, die Schwestern und die tausend anderen, die den furchtbaren Strapazen erlagen, gar nicht gerechnet.

Und unter welchen Bedingungen arbeiten unsere katholischen Apostel? Wir können unseren Missionären und Schwestern keine glänzende Besoldung geben, wir können ihnen keine Pension in lockende Aussicht stellen, die sie nach einigen Jahren Missionsthätigkeit in der Heimat verzehren können. Wir brauchen dies auch nicht. Unsere Missionäre und Schwestern sind arm und wollen arm sein und arm dem armen Heiland folgen. Sie gehen in die Missionen, entschlossen, dort zu leben und zu sterben. Wir brauchen unseren Missionären auch keine Bräute nachzuschicken, noch für ihre Frauen und Kinder zu sorgen, denn sie sind jungfräulich, ihr ganzes Herz gehört einzig und allein den ihnen anvertrauten Seelen.

O, daß es mir vergönnt wäre, wenigstens einige Züge aus dem heroischen Opferleben unserer Missionäre und Schwestern Ihnen lebend vor Augen zu führen! Doch es darf nicht sein; es ist auch nicht nötig. Sie lesen ja alle die Missionszeitschriften, und wir wissen, daß wir Katholiken stolz sein dürfen auf unsere Missionäre, stolz auf unsere herrlichen, opfermuthigen Schwestern.

Und nun frage ich wieder: Ist eine Kirche, die noch so fruchtbar ist an heldenmüthigen Söhnen und Töchtern, altersschwach geworden und im Rückfande begriffen? — Noch bleibt uns ein anderer, wichtiger Factor beim katholischen Weltapostolate übrig, ich meine

die Laienwelt,

in zwei Gruppen geordnet: König und Unterthan, Regierung und Volk.

König und Regierung sage ich. O ja, was haben nicht in alten Zeiten die christlichen Fürsten für die Ausbreitung des wahren Glaubens gethan, ein Constantin, ein Alfred von England, Knut von Dänemark, Karl der Große und andere? Und später die spanischen und

portugiesischen Könige — sie haben Milliarden gespendet für das Werk des heiligen Glaubens in ihren Colonien. Gott nahm sie ihnen, als sie diese heilige Pflicht vergaßen. Auch die Verdienste der einstigen französischen Könige und des französischen Protectorats wenigstens aus früherer Zeit wollen wir dankbar anerkennen. Heute aber ist dies alles anders geworden. Wohl gab es und gibt es noch einzelne katholische Fürsten, die mit königlicher Freigebigkeit die Missionen unterstützen. Ich weise nur hin auf einen edlen Ludwig von Baiern, eine Kaiserin Karolina, einen Kaiser von Oesterreich. Allein, wo sind heute die alten katholischen Colonialmächte, die Hand in Hand mit der Kirche gehen? Wir suchen sie vergebens. So ist die Kirche heute auch in ihrem Missionswerke fast ganz auf sich selbst und ihr treues katholisches Volk angewiesen — und wer weiß, ob dies nicht besser ist? Gewiß zeigt sich die Kirche auch heute für jede staatliche Hilfe in dieser Richtung dankbar, und unsere Missionäre erkennen es freudig an, daß sie zum Beispiel unter der freisinnigen britischen Herrschaft im allgemeinen frei und ungehindert wirken können; hat doch die Katholikenzahl in den britischen Colonien allein unter der Regierung der Königin Victoria um vier Millionen zugenommen. Und nie hat England diese Weichherzigkeit zu bereuen gehabt.

Möchten auch andere Colonialmächte diesem Beispiel folgen. Nur so lange unsere deutschen Missionäre und Schwestern in unseren deutschen Colonien frei und unbehindert wirken können, werden sie auch den berechtigten staatlichen Interessen am besten dienen können. Wie lautet aber das einstimmige Urtheil der deutschen Colonialbeamten und Officiere, eines von Hanneken, Emin Pascha, von Wisman, von François und anderer in Afrika, der Südsee und China? Die katholischen Missionäre, so sagen sie, das sind unsere Leute; die schiebt uns her; die verstehen es, das ora und labora praktisch und vernünftig zu verbinden; die verstehen es, Neger, Kanaken und Chinesen zu nützlichen Menschen zu erziehen. Wohlan, man halte sich an dieses sachmännische Urtheil. Gleiche Leistungen, gleiche Rechte auch hier.

Ich komme nun zum wichtigsten Bundesgenossen unserer Missionäre, zum

katholischen Volke.

Wissen Sie, was das katholische Missionswesen des 19. Jahrhunderts besonders kennzeichnet? Es ist neben der Mitarbeit der Schwestern die allgemeine Theilnahme und Mitwirkung des katholischen Volkes am Werke der Glaubensverbreitung. Durch den Niedergang der spanischen und portugiesischen Colonialmacht, durch den Kirchenraub und die Säkularisation waren auch die Hauptquellen der Missionsunterstützung versiegt. Wer schuf da einen Ersatz? Es war das katholische Volk, das nun an Stelle der Könige und Prälaten trat. Missionsvereine entstehen und verbreiten sich rasch durch alle Länder Europas. Von allen Seiten fließen die Gaben, das Scherflein der Witwe, die Spende des Reichen, und bilden eine große, allgemeine, sich jährlich wieder füllende Missionscasse. Wissen Sie, wie viel allein die beiden Hauptvereine: der der Glaubensverbreitung (gegründet 1822) und heiligen Kindheit (1854) bislang aufgebracht haben? Nahezu 500 Millionen Franken. Diesen Muttervereinen folgten auf dem Fuße zahlreiche andere, und auch sie bringen zusammen jährlich Millionen auf.

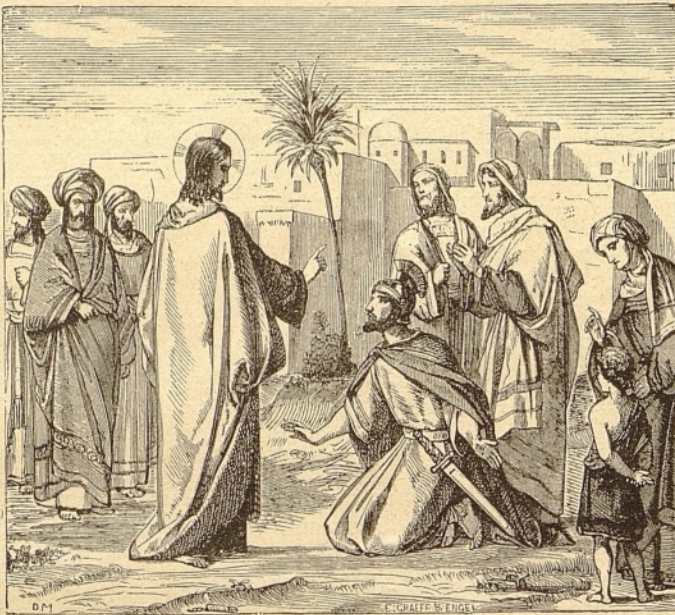
Noch mehr. Auch die moderne Publizistik trat in den Dienst der Mission. In früheren Jahrhunderten wußte das Volk im großen und ganzen wenig von den Missionen. Die Verkehrsmittel waren mangelhaft, und es gab noch keine billigen Zeitungen und Zeitschriften wie heute, die das Volk auf dem Laufenden hielten. Nun wurden die Jahrbücher der Glaubensverbreitung und heiligen Kindheit gegründet. In allen Sprachen übersetzt, in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet, giengen sie von St. dt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, erzählten von den Leiden und Freuden der Missionäre in fernen Heidenländern und weckten Interesse und Theilnahme in Millionen Herzen. Doch ich übergehe das alles und hebe nur einen Zug heraus, das ist der rege Antheil, den das katholische Deutschland an dieser allgemeinen Missionsbewegung genommen. Früher verdunkelte Frankreich durch seinen Missionsseifer alle anderen Länder Europas. Mehr und mehr tritt aber seit 20–30 Jahren Deutschland-Oesterreich mit in den Vordergrund. Sein Antheil an den Jahresbeiträgen der allgemeinen Missionsvereine steigert sich von Jahr zu Jahr. Wissen Sie, daß der liebevolle Verein der heiligen Kindheit in Deutschland am meisten blüht, daß die deutschen Kinder seit einigen Jahren an der Spitze aller europäischen Kinder marschieren und selbst die viel zahlreicheren kleinen Französischen hinter sich gelassen haben?

Neben diesen allgemeinen hat Deutschland selbst seine eigenen Missionsvereine: acht bis zehn größere — ich nenne nur den trefflichen bairischen Ludwigsverein, den deutschen Afrika-, Palästinaverein u. s. w. — und eine große Anzahl kleinerer. Früher war unsere Missionsliteratur fast ganz auf französische Vorlagen angewiesen. Heute haben wir neben den alten Jahrbüchern längst eine ganze Zahl — an zwanzig — eigene Missionszeitschriften, große und kleine, die in hunderttausend Exemplaren verbreitet, das Missionsinteresse in die deutschen Gaue tragen.

Aber nimmt Deutschland auch direct am Weltapostolate theil; erziehen auch deutsche Mütter wackere Missionäre und Schwestern? Es ist viel zu wenig bekannt, eine wie bedeutende Rolle im 17. und 18. Jahrhundert hunderte deutscher Missionäre in Mexiko, Paraguay, Chile,

in Vorder- und Hinterindien, China, in den Philippinen zc. spielten, und wie hochgeschätzt sie waren. «Mitte mihi Belgas et Germanos» — hatte ja schon der hl. Franz Xaver gesagt, und er verstand sich auf die rechte Art.

Die traurige religiöse Lage Deutschlands im Beginn dieses Jahrhunderts war für Missionsberufe nicht günstig; und was früher an deutschen Missionären über die Meere schiffte, gieng unter französischer Flagge. Auch dies ist, Gott sei Dank, anders geworden. Seit Jahrzehnten hat eine Reihe ausländischer Congregationen, wie die der Väter vom heiligen Geist, der Weißen Väter, Oblaten von der Unbefleckten Empfängnis, Pallottiner und anderer, auch deutsche Schöslinge getrieben, und endlich blühten aus deutschem Grund und Boden auch selbständige Pflanzungen. Ich erinnere nur an die Missionshäuser von Steyl und St. Ottilien in Baiern. Vor etwa zehn Jahren hatten wir kein einziges Missionscolleg auf deutschem Boden. Jetzt haben wir deren über 20. Da ist Steyl mit seinen Filialen, da ist Knechtsteden bei Neuß, Hiltrup bei Münster, die Häuser in Limburg und Ehrenbreitstein, Trier, Hülfeld bei Fulda, St. Ottilien in Baiern und dicht an der Grenze Marienthal, St. Karl bei Valkenburg und andere, der Schwesterhäuser und zahlreichen Klöster der alten Orden ganz zu geschweigen. Hunderte von deutschen Jünglingen und kräftigen deutschen Jungfrauen bereiten sich dort zum Missionsberufe vor, und jährlich wächst die Zahl deutscher Apostel. Wir haben keine genaue deutsche Missionsstatistik, aber ich



Hauptmann von Kapharnaum.

glaube nicht zu hoch zu greifen, wenn ich die Zahl der deutschen Missionäre und Schwestern, die gegenwärtig in allen Theilen der Welt als Apostel wirken, auf 10—15.000 schätze.

Nun noch ein Wort auch über die Inländische Mission.

Glauben Sie ja nicht, daß, weil ich heute Ihr Hauptaugenmerk auf die äußeren Missionen gelenkt habe, dies aus Mangel an Verständnis für die unendliche Wichtigkeit der inländischen Missionen geschehen ist.

Was würde es uns helfen, jenseits der Meere neue Eroberungen zu machen, wenn wir im eigenen Lande Terrain verlorren? Was würde es uns helfen, die Heidenkinder in Afrika und China zu retten, so lange noch im eigenen Vaterlande tausende deutscher ungetaufter Heidenkinder katholischer Eltern sich finden? Wissen Sie, daß wir in einer einzigen deutschen Großstadt jährlich an tausend Kinder verlieren? Wissen Sie, daß im Diasporagebiet von 55.367 katholischen Kindern nur 12.194 katholischen Religionsunterricht erhalten — also 43.173, das ist über drei Viertel, ihn entbehren? Hier ist das Missionsfeld des herrlichsten unserer deutschen Inlandsvereine, des Bonifaziusvereines. Er thut alles, diesen traurigen Verhältnissen abzuhelfen, um das Erbe des heiligen Glaubens den zerstreuten Katholiken zu erhalten. Er hat bereits Großartiges geleistet und sich unsterbliche Verdienste um die Kirche Deutschlands erworben. Allein wir müssen ihn noch thatkräftiger unterstützen. Keiner darf sich dieser Pflicht entziehen. Darum schreibe sich jeder tief in sein katholisches Herz einen Namen, und dieser Name lautet Bonifazius.

Ich schließe. So schwach das Bild ist, das ich in flüchtigen Umrissen zeichnen konnte, so glaube ich doch den Nachweis erbracht zu haben, daß auch heute die Missionsthätigkeit der katholischen Kirche durchaus auf der Höhe der Zeit und in schönster Entwicklung steht. So erfreulich und herzerquickend aber auch diese Thatfache, vergessen wir es nicht: noch hat das katholische Weltapostolat eine Riesenaufgabe zu lösen, welche durch die Concurrenzarbeit der Secten ihr nicht erleichtert, sondern unsäglich erschwert wird. Wie viel ist beispielsweise im Orient zu gewinnen oder — zu verlieren? Afrika — es ist durchquert und erforscht, aber noch zieht die Mission an den meisten Stellen ihre ersten Furchen; Süd-Amerika — armes Land, das durch die Revolution so furchtbar geschädigt und um ein Jahrhundert zurückgeworfen wurde! Und doch sind dort Millionen, die nur eines guten Priesters bedürfen, um wieder eifrige Katholiken zu werden. O Deutschland, du kannst ihnen helfen; deine sittenreinen Männer und Frauen sind die richtigen Apostel, die hier erfordert werden! Indien, China, Oceanien, mit seinen ungezählten Millionen armer Heiden, mir ist es, als hört' ich sie seuzen nach euch, ihr deutschen Apostel, als hört' ich den Ruf eines hl. Franz Xaver von Sancier herabklingen: „Mitte mihi Germanos — Schicke mir deutsche Apostel!“ Noch ist unendlich vieles zu schaffen; denn es ist nicht genug, daß die Kirche wache durch Bekehrung einzelner Individuen, und wenn es auch Hunderttausende wären; die Völker als Völker müssen christlich, müssen katholisch werden. Das will unser Heiland Jesus Christus: „Gehet hin und lehret alle Völker!“

Wohlan denn, ihr lieben deutschen Katholiken, Hand ans Werk! Seht, die Augen von tausenden unserer Missionäre und Schwestern jenseits der Meere sind auf euch gerichtet. Was verlangt ihr von uns, ihr heldenmüthigen Streiter Gottes? Ihr verlangt unser Gebet: Ihr sollt es haben. Ihr verlangt unser Interesse an euren Arbeiten, Mühen und Erfolgen — Ihr sollt es haben.

Ihr verlangt unsere Unterstützung, den Groschen des Armen, das Goldstück des Reichen — Ihr sollt es haben! Ja, wir wollen euch helfen, eure Verdienste theilen, mit euch zusammen wirken, auf daß der Wunsch des göttlichen Heilandes sich erfülle: Daß alle irrenden Schäflein eingehen in seine Hürde, und „ein Hirt werde und eine Herde“.

Die Tiroler Missionäre in Central-Afrika.

Von P. Josef Münch, F. S. C. Apostolischer Missionär.

(Fortsetzung.)

Dur Zeit regster Thätigkeit im apostolischen Vicariat machten sich wiederum vier Priester und sieben Laien auf, verließen ihre grünen Matten auf den Tirolerbergen, schifften übers Meer und stellten sich ihren Landsleuten auf dem großen Arbeitsfelde muthig zur Seite.

Der erste der Priester war der hochw. Herr Franz Morlang. Geboren zu Enneberg am 28. Juli 1828, studierte er das Gymnasium und die Theologie in Brixen, die philosophischen Course in Innsbruck. Am 24. Juli 1853 erhielt er die Priesterweihe. Er hatte schon im folgenden Jahre um die Aufnahme in die Mission angehalten, war aber auf den Wunsch seiner geistlichen Vorgesetzten noch in der Seelsorge als Hilfspriester in Afers geblieben. Nach Ablauf dieses Jahres gieng er mit den übrigen Missionären am 10. Juli 1855 in Triest unter Segel und gelangte schon am 16. Juli nach Alexandrien, von wo aus er mit den hochw. Herrn Staller und Wurnitsch eine Wallfahrt nach Jerusalem machte, da die Abfahrt von Alexandrien erst am 8. November stattfinden konnte. Auf dieser Reise gab es mancherlei Hindernisse und Unfälle, bis er endlich am 24. Jänner 1856 Chartum erreichte. Dort sah er das stattliche Missionsgebäude noch im Rohbau sich über die sudanesishe Hauptstadt erheben; viele Mühe hatte es gekostet, bis man so weit war, und das hatte man besonders den zwei Tirolern hochw. Herrn Kostner und dem Missionslaien L. Koch zu verdanken. Ersterer leitete den Bau als Ingenieur; Koch, überhaupt ein Genie las Mechaniker, verstand es als Baumeister, denselben angesichts der vielen Schwierig-

keiten in verhältnismäßig kurzer Zeit aus dem Schutte Chartums hervorzuzaubern. Die Einweihung des Missionshauses am 20. Juli 1856 durch den bairischen Missionär, jetzt Monsignore Kirchner, sah Morlang nicht mehr; denn, für Gondokoro bestimmt, reiste er noch vorher mit dem Provicar Knoblescher dahin ab. Am 31. Mai erreichten sie diese Missionsstation. Morlang wirkte nun über vier Jahre recht segensreich bei dem Stamme der Bari, später über 2 Jahre bei den Kyeè, einem Dinkastamme. Kurz nach dem Tode Dr. Knobleschers waren die Stationen Gondokoro und Heiligenkreuz verwaist. Mit Beginn des Jahres 1860 stand aber in Chartum wieder eine Missionskarawane für den weißen Strom bereit. Ihrer Abreise wurden von den Handelsleuten mancherlei Schwierigkeiten in den Weg gelegt, und weil sie keine Zeugen von ihrem Treiben am weißen Flusse haben wollten, so war das Eintreffen neuer Missionäre in jenen Gegenden für sie eine Schreckenskunde. Laut hatte man in Chartum über die Abreise gesprochen: „Sollten Missionschiffe sich auf dem weißen Flusse zeigen, so werde man auf ihre Flagge schießen.“ Von den Wohlgefinnten kamen den Missionären ebenfalls Warnungen zu, aber Herr Morlang mit seinen Gefährten vertraute auf den Schutz Gottes und fuhr ohne Zagen ab: „denn bange machen gilt nicht!“ Entschlossenheit, ja drakonische Strenge solchen Gefindels gegenüber war und wird auch immer der einzige Ausweg aus den Intriguen derartigen Krämervolkes bleiben und das rechte Mittel bilden, die armen Neger wirksam zu beschützen.

Bei dem Wiedererscheinen der Missionäre in Heiligenkreuz jubelte alles. „Jetzt,“ riefen die Kyeè, „werden wir Schutz gegen die Handelsleute finden.“ Elf Häuptlinge trafen ein, sieben von Süden, vier von Norden der Station. „Wir,“ sagten sie, „wollen den Frieden, verlangen die Glasperlen und die Ringe der Kaufleute nicht! Wir alle von Helyab bis Kumphir wollen den Aufenthalt von Kaufmannschiffen nicht mehr. Die Kyeè sind Freunde der Missionäre, aber mit dem Handelsvolke wollen sie nichts zu schaffen haben. Wir wollen Frieden; will man den Krieg, so werden wir uns vertheidigen.“ Vierzehn Tage nach dem Eintreffen in Heiligenkreuz ward diese Station wieder einigermaßen geordnet. Herr Morlang vertraute sie dem P. Joh. Reinthaler an, er selbst aber wendete sich südwärts gegen das Bari-Land. Bei den Cir überzeugte er sich, dass sie nicht die Weißen hassen, sondern nur das räuberische Schiffs- und Kaufgeindel. Allgemein hieß es, Abuna Morlangs Schiff sei nicht wie die andern; mit ihm könne man reden, während diese mit Gewehren herbeilaufen und schreien, den Neger nicht zu Wort kommen lassen. Als Illustration dieser Gesinnung berichtete er in einem Briefe: „Bei den Cir, Helyab, Kyeè haben die zurückkehrenden Schiffe ganze Drischasten aufgepackt. Die Mäker (Soldaten) und Schiffsleute steigen bisweilen in der Nacht an das Ufer, schießen einige Männer nieder, worauf alles die Flucht ergreift und die zurückbleibenden Weiber, Mädchen, Kinder weggeschleppt werden können.“

Morlang heftete nun an schöne Punkte blecherne Kreuze und sagte zu den Negern, wenn er wieder komme, so werde er daran erkennen, ob sie die Missionäre liebten, wenn sie die Kreuze nicht weggenommen hätten; so that er vom 6° n. Br. bis zu den Katarakten hinter Gondokoro 4° 9' n. Br. Je mehr die Handelsleute ihn warnten, er möchte doch ja nicht ohne Bewaffnete unter die Schwarzen sich wagen, desto mehr suchte er dieselben auf, höchstens von einem einzigen Begleiter gefolgt. Er erzählte dann, wer er sei und was er bei den Negern wolle, alles zum größten Ärger der Handelsleute, doch ohne von einem Neger je beleidigt worden zu sein.

Aber wie fand er das unlängst verlassene Gondokoro. Am 9. Febr. 1861 landete er vor dem Missionsgarten. Ein Theil der Gebäude war abgebrannt, alles übrige in der größten Unordnung. Die Schiffsleute hatten im Garten ihr

Getreide aufgespeichert und bewachten es. Ein Soldat rief, als Morlang vor der alten Wohnung auf- und abgieng: „Halt, wer da?“ Er antwortete: „Der Herr dieses Hauses“ und gieng weiter. Bis Libo lagen lauter Getreide-, richtiger Sclavenschiffe am Ufer. Es fiel dem Missionär auf, sowenig Leute in dem sonst so volkreichen Orte zu finden, da sie doch sein Schiff von weiten hatten herankommen sehen müssen. Die Abnahme der Bevölkerung in der Umgegend von Gondóforo erklärte sich so: Ein Viertel derselben war im verflossenen Jahre an den Blattern und an Hunger gestorben; einen anderen Viertel hatten die Sclavenhändler weggeschleppt; ein weiterer war mit der Handelsexpedition in die Ferne gezogen; der letzte Viertel war noch vorhanden, aber allseitig herabgekommen, stumpfsinnig und bettelhaft, so daß sie den ihnen wohlbekannten Missionär kaum anhörten.

Auf dem Rückwege von Gondóforo besuchte er einige Punkte, an die er Kreuze angehetet hatte; überall wurde er gut empfangen, nur in zwei Ortschaften der Cir sagten ihm die Häuptlinge: das Kreuz vertreibe den Regen. Vergeblich suchte der Missionär zu belehren, zu warnen, selbst zu drohen; er mußte die Kreuze mit sich nehmen. Das war die Frucht des Dragomans eines Handelsschiffes, welcher somit Manier eines europäischen Tintenjuden angenommen hatte.

Morlang kam nach Dingolo, an die Grenze der Helhab, vier Tagereisen von Heiligkreuz entlegen; da fand er das Kreuz wieder. Sogleich kamen die Neger von den östlichen Inseln herüber und erbaten sich, ihm Hütten zu bauen. Sie wollten ihn nicht mehr fortlaffen. Der hochw. Herr Morlang trat auch immer, wo er nur konnte und sich Gelegenheit bot, für die armen Neger gegen die Kaufleute ein. Redlich und rühnlich wurde dabei er wie die ganze Mission vom k. k. Consul, Dr. Satterer unterstützt, welcher samaritaniſchen Thätigkeit sich auch der sardinische Consul Lanzoni widmete, schon um den Schandfleck im sardinischen Banner zu bleichen, mit welchem es der vorhergehende Consul zu Chartum, namens Baudey besudelt hatte, der da ungescheit Sclavenhandel trieb und unerhörte Grausamkeiten gegen die Neger, welche er für weniger als Vieh hielt, begieng.

Indessen sah der apostolische Provicar, Matthäus Kirchner, wegen Mangel an Kräften sich gezwungen, die ganze Mission dem seraphischen Orden zu übergeben. Morlang blieb noch einige Zeit in Chartum, dann kehrte er in seine Heimatsdiöcese Brizen zurück. Der talentvolle Missionär hat sich zähen Fleißes mit dem Studium der Vari-Sprache beschäftigt und viel schätzbares Material gesammelt, das er glücklicher Weise bei seiner Rückkehr nach Europa mit sich nach Brizen nahm.

Nach seiner Rückkehr verweilte Morlang zehn Jahre in seiner Diöcese. Im Jahre 1873 begab er sich als Missionär nach Peru, wo er am 29. November 1875 zu Carhuamago, Erzdiöcese Lima, am Typhusfieber starb.

Der zweite Reisegefährte war Michael Burnitsch, am 30. September 1826 zu Prägraten im Pusterthale geboren. Die Eltern waren arm; weil aber Michael viel Talent und einen frommen Sinn zeigte, fanden sich Wohlthäter, welche es dem Knaben ermöglichten, ein „Student“ zu werden. Er erhielt Aufnahme in das f. b. Cassianum und wurde ein Vorzugsschüler. Im Jahre 1842 — er war damals in der zweiten Lateinklasse — fiel ihm ein Buch in die Hände, worin von den Missionen unter die Heiden die Rede war. Sein Gemüth wurde durch diese Lectüre so angesprochen, daß er eines Tages sein Päcklein schnürte und es unter seinem Strohsack verberg, in der Absicht, zur Nachtzeit, wenn seine Mitallumen schliefen, heimlich zu entweichen und Missionär zu werden! Es war 11 Uhr in der Nacht, als er sachte sein Bett verließ, sich anleidete und leisen Trittes, das Päcklein unter dem Arme, zur Hauthüre hinauswich. Muthig durchschritt er die Runggadgasse und gelangte bis in die Nähe des Kapuzinerklosters. Dort aber sollte die ganze Poesie einen zähen Abschluß finden. Ein prosaischer

Nachwächter, vom türkischen Schicksal dazu auserkoren, trat ihm in den Weg mit der Frage, wohin er um diese Zeit zu gehen hätte. Die Antwort „ich will Missionär werden“ wurde nicht gelten gelassen, sondern die Wohnung des Ausreisers auskundschaftet und dieser selbst nach Hause begleitet. Der kleine Wurnitsch wird sich damals vorgenommen haben, ein andermal bei Tag „Missionär zu werden“, wo ihm dann wenigstens kein Nachwächter den Weg vertreten konnte.

Als Akademiker im 2. phil. Kurse zu Innsbruck rückte er voll Muth und Patriotismus mit der ersten Studenten-Compagnie an die italienische Grenze und führte bei Grigno und Primolano mit fester Hand den Stuzen gegen die Empörer. Ein höherer Officier bewunderte seine Tapferkeit und bot ihm damals wie auch später eine Officiersstelle an; allein der edle Jüngling fühlte in sich den Beruf,

Priester zu werden. Am 25. Juli 1852 erhielt er die heil.

Priesterweihe. Bei der Anwesenheit Dr. Knoblescher's im vorhergehenden Jahre in Brigen war es, als bei Wurnitsch die dunkle Ahnung, Missionär zu werden, festen Boden gewann. Der Gedanke „dem mußt du nach“, verließ ihn nimmer!

Nach drei Jahren der Seelsorge wurde sein

Reise, da die Kameele bereit standen, nicht mehr zulässig war, blieb Wurnitsch mit einigen Missionslaien zurück, um die Genesung abzuwarten, hauchte aber schon am 3. Februar 1856 seine edle Seele aus und wurde außerhalb Korosko in der Wüste begraben.

Eine viel längere Wirkungsdauer sollte auch dem dritten Priester der Karawane nicht beschieden werden. Es war dies der hochw. Herr Alois Pircher, geb. zu Leifers, Diöcese Trient, am 31. Mai 1827. Er studierte als Mitschüler Gostners in Bozen und Trient und bat als Cooperator von Leifers um die Aufnahme in die Mission, nachdem er zuerst bei Gostner in Chartum angefragt hatte, ob er ihn hiezu für tauglich halte. Gostner antwortete: „Lieber Alois!



Marienbaum in Matariess.

Herzenswunsch erfüllt und er zog mit den übrigen Tiroler Missionären nach dem schwarzen Erdtheil. Anfangs Novemb. segelte die Karawane von Kairo gegen Korosko, das hart am Eingang in die arabischen Wüste liegt. Dort erkrankte Wurnitsch, welchen ein heftiger Rückenschmerz und eine fast ununterbrochene Dysenterie befielen. Als ein Aufschub der Wüsten-

„Hast Du Courage, so komme.“ Der Fürstbischof von Trient ertheilte seine Genehmigung mit den Worten: „Als Bischof von Trient kann ich Sie nicht ziehen lassen, aber als katholischer Bischof muß ich Ihnen hiezu die Erlaubnis geben, da es sich um die Verbreitung des Glaubens unter den Ungläubigen handelt.“ Bircher begleitete nun die oben erwähnten Missionäre und wurde vom apostolischen Provicar für die Missionsstation „Heiligenkreuz“ bei den Dinka-Negern bestimmt. Jedoch Gott begnügte sich auch bei diesem heiligmäßigen Missionär mit dem guten Willen; denn der edle Lois starb schon am 3. Juni 1856 in Heiligenkreuz.

Der vierte Priester war der hochw. Herr Joseph Staller von Windischmatri. Er erkrankte jedoch in Kairo so schwer, daß er auf ärztlichen Befehl zurückkehren mußte und wurde dann anstatt Missionär in Chartum, Hilfspriester in Kartitsch. Im Jahre 1862 wurde er zum Dr. der Theologie promoviert und wirkt jetzt als Theologie-Professor in Brixen.

Die Missionslaien dieser Karawane waren folgende Herrn: Johann Dorer aus Prägraten, Lehrer und in der Mission „ein Engel in Menschengestalt.“ — Ferdinand Badstuber von Korschach. — Gottlieb Kleinheiz aus Persfurberg. — Johann Fuen aus Strengen. — Johann Fuchs aus Mils bei Hall. — Joseph Schanung aus Wengen und Anton Valtscher von St. Martin in Enneberg. (Schluß folgt.)

Der Ramadan.

Affuan, den 15. Februar 1899.

Am 13. Januar dieses Jahres ertönte in aller Frühe der vom gläubigen Mohammedaner mit heiligem Schauer erwartete Kanonenschuß, zum Zeichen, daß der Fasten-Monat Ramadan begonnen habe.

Der Neumond war von den dazu erfahnen Spähern entdeckt worden und mit seinem Erscheinen hat die mohammedanische Fastenzeit ihren Anfang genommen.

Ramadan ist der Name des neunten Mondes im arabischen Jahre. Die Anhänger des Propheten haben ihn auf immer für den großen Fasten ausersehen. Wegen seines innigen dauernden Zusammenhanges mit diesem Monate erhielt dann der Fasten selbst den Namen Ramadan.

Der Mohammedaner hat nämlich bis zur Stunde die alte Mondrechnung beibehalten und wird in der Moschee wohl immer nach dem Mondjahre rechnen. Im öffentlichen Leben wird bereits seit langer Zeit wie bei uns geschrieben, da die alte Weise, die Zeit zu messen, im Verkehr mit den Europäern sich als unpraktisch und ungenau erwiesen hat. Die Beibehaltung des Mondjahres ist für die Bestimmung des Ramadan von nicht geringer Bedeutung. Es kommt dadurch der Jahresanfang in beständigem Wechsel, und damit auch der neunte Mond, so daß diese wonnvolle Fastenzeit innerhalb 33 Jahren nacheinander in alle Jahreszeiten zu stehen kommt. Das ist keine Kleinigkeit. Es ist etwas anderes sich im Winter der Speise zu enthalten, als im Sommer.

Wie schon oben angedeutet, schaut man den Neumond nicht im Kalender nach; noch weniger nimmt sich einer der weisen Scheichs in der Achar zu Kairo die Mühe, ihn astronomisch zu berechnen. Nach guter, alter Sitte beginnt ein neuer Monat, wenn der Neumond sichtbar ist. Ein am Himmel belesener „Seher“ wartet sein Erscheinen ab und theilt dann in aller Eile die Kunde von dem Er-

eignis dem Kady (dem religiösen Haupt der Gemeinde) mit, der sie an die Scheichs weitergehen läßt. Darauf verkünden die Muezzin (Ausrufer) von den Höhen der Minarets officiell den Neumond. Von einem unserer Patres gefragt, warum man den Neumond nicht nach dem Kalender annehme, wo er doch mathematisch berechnet stehe, antwortete ein Scheich: „die Menschen können irren, Gott niemals.“

In Assuan, wie auch in Kairo ist es Sitte geworden, den Anfang des Ramadan durch einen Kanonenschuß bekannt zu geben. Vor der officiellen Ansage ziehen aber schon bachschischlustige Araber unter dem Klange der Darabucka von Haus zu Haus, um daran zu erinnern, das binnen kurzem der Ramadan beginne und noch Zeit sei zu einem letzten Bissen.

Mit dem Fasten wird es nun so gehalten, daß von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang — während der ganzen Dauer des Monats Ramadan — keine Art von Speise und Trank und wäre es auch nur ein Schluck Wasser oder eine Dattel genommen werden darf. Als eine Art Trinken scheint auch das Rauchen angesehen zu werden, da auch jeder Zug aus der Pfeife verboten ist. Nach dem Koran lautet das Gebot so — im Capitel von der Kuh —: „O Gläubige, es steht geschrieben, daß ihr dem Fasten unterworfen seid, sowie es auch euere Väter waren, damit ihr den Herrn fürchtet. Die Fasttage sind gezählt. Wer krank ist oder auf der Reise begriffen, wird nachher die versäumten Fasttage hereinholen. Die fähig sind, das Gesetz zu beobachten und sich Überschreitungen zuschulden kommen lassen, haben als Sühne die Ernährung eines Armen zu übernehmen. Wer von selbst thut, was besser ist, darf eine entsprechende Belohnung erwarten. Denn „der Monat Ramadan, in welchem der Koran vom Himmel kam, um das Licht der Menschen und die Norm der Pflichten zu sein, ist die für die Enthaltung bestimmte Zeit. Ihr dürft da essen und trinken, bis ihr des Morgens einen weißen von einem schwarzen Faden unterscheiden könnt. Fastet darauf bis in die Nacht hinein u. s. w.“

Mancher Leser hat vielleicht schon mit hohem Lobe von dem strengen Fasten unter den Moslims reden hören. Von jeher haben es die Oberflächlichkeit und Böswilligkeit einiger Reiseschriftsteller, die sich um das Fasten der Kirche herumdrücken, gegen das Christenthum auszuspielen gesucht. Auf den ersten Blick ist man in der That geneigt, wie dem Gebete, so auch dem Fasten der Muselmänner, eine mehr als gewöhnliche Achtung zu schenken. Man sieht da Hohe und Niedere auf dem Felde, an den Straßen, auf den Dächern, ja auf der Eisenbahn und im Schiffe mit großer Sammlung ihre Gebetsteppiche ausbreiten und unbekümmert um die Umgebung ihre vorgeschriebenen Gebete verrichten. Der Moslim betet nicht im stillen Kämmerlein; er sucht mit Vorliebe die Öffentlichkeit zur Erfüllung seiner religiösen Pflichten. Sein Auftreten ist dabei sehr ernst und feierlich. Tausend heilige Stoßgebete, fromme Grüße, Blicke zum Himmel, eine an demuthsvollen, glatten Redensarten reiche Sprache verleihen ihm auch im gewöhnlichen Verkehr einen gewissen Heiligenschein. Während des Ramadan stolzieren die Scheichs auf der Straße einher, damit man sehe, wie sie fasten und sich dem Harem fernhalten. In dieser heiligen Zeit soll der Harem den Tag über gemieden werden. All dieser Werke rühmt sich der Mohammedaner, weil sie der Prophet auferlegt und keine andere Religion ihren Anhängern ähnliches vorgeschrieben hat.

Die erste Achtung für die muselmännische Bußdisciplin schwindet ab, wenn sie nicht gar in Ekel und Bedauern umschlägt, bei einer genaueren achtung derselben in der Wirklichkeit. Weit entfernt mit den heroischen, Werken auf eine Linie gestellt werden zu können, erweist sich das Islām als eine ganz bedauerliche Caricatur des christlichen Fastens, die und Nutzen und noch dazu verderblich ist.

Die strenge Beobachtung dieses Fastengebotes ist für die Armen allein ein großes Opfer. Den Reichen und Lebenslustigen dürfte der Ramadan eine ganz willkommene Zeit sein. Ausnahmen hieben und drüben stören das Gesamtbild nicht.

Nachdem sich der arme Mann, der Weisheit des Korans folgend zur Nachtzeit und noch kurz vor Tagesanbruch bis zur Überfülle vollgeproppft hat — wozu ihm der Reiche an diesen Tagen von seinem Überflusse beisteuert — begibt er sich an ein Tagewerk, das doppelt schwierig ist.

Solange ein Sonnenstrahl den schwarzen vom weißen Faden unterscheiden läßt, gibts keinen Tropfen Wasser, keinen Zug aus der Pfeife mehr; die unnatürliche Morgenprovision muß ihren Besitzer den langen, heißen Tag hindurch auf den Beinen und bei der Arbeit erhalten. Bis gegen Mittag mag die Arbeit noch gut voranschreiten, aber schon um diese Zeit wird kein Arbeitgeber mehr seinem arabischen Gefellen den alten Lohn ausbezahlen. Wer will mit einem vollen Magen bei einer angestregten Arbeit aushalten? Auch die Verfasser des Koran wußten das. Der Moslim, der aber seiner Religion nachkommen und doch auch fortfahren möchte für seine Familie das tägliche Brot zu gewinnen, muß mit einem vollgeproppften Magen seine Arbeit beginnen. Es bleibt nichts anderes übrig, da er bis zur Nacht nichts mehr zu sich nehmen darf, und bei der Arbeit bestehen will. Nachmittags kann der arabische Arbeiter keine Concurrenz mehr aufnehmen mit einem nichtfastenden Arbeiter. Dauerte das Fasten nur ein oder zwei Tage, so wäre keine Störung zu befürchten. Der gläubige Mann läßt jedoch in dieser Sache nicht mit sich handeln, und so muß die Nachmittagsarbeit beinahe ganz ausfallen. Für sich selbst, auf seinem Felde mag der Bauer noch ein wenig schäffeln. Von der Betheiligung an öffentlichen Arbeiten ist der Araber in dieser Zeit ausgeschlossen, wenn er fastet. Soweit kann menschliche Leistungsfähigkeit nicht ausgedehnt werden, daß sie einen Monat lang, unter glühend heißen Sonnenstrahlen, ohne einen Schluck Wasser, ununterbrochen bei der Arbeit aushalten könnte. Mohammed scheint diese Art und Weise zu fasten dem Alltagsleben des Kameeles abgesehen zu haben, das sich den Bauch jedesmal vollfrisst, bevor es einen Wüstenmarsch antritt, dann aber einige Tage mit diesem Proviant aushält.

Gegen Sonnenuntergang werden die Straßen leer. Alles wartet zuhause oder vor der Hütte auf den erlösenden Kanonenschuß. Die bei ihrer Unthätigkeit den Hunger noch mehr verkostenden Weiber suchen von ihren Gittern aus der verschwindenden Sonne durch ihr leeres Schlucken und Blicken hinunterzuhelfen. Speise und Trank sind lang vor Sonnenuntergang bereitet; Löffel und Gabel gibt es nicht und so kann auf das gegebene Zeichen sofort mit beiden Händen zuwerke gegangen werden. Als ich kürzlich gegen 5 Uhr den Markt passierte, hatten schon viele ihren Tisch vor sich gedeckt. Auf zwei Stunden kommts den Araber nicht an; er verliert ja keine Zeit.

Scheinheilige Creaturen gehen durch den schon halbgeleerten Markt — den Bauch einziehend und schreckliche Grimassen schneidend, damit man sehe, wie sie fasten und leiden. Im Vorhofe der Moschee sitzen die Scheiche und andere fromme Väter mit gekreuzten Beinen, ihre rothen Markub (Schnabelschuhe) vor sich, in ernstem Schweigen. Andere lassen sich durch das Recitieren des Koran einern und durch eine stärkere Stimme des Propheten, den Kanonenschuß, auf Vor nicht langem machten wir einen Ausflug nach der nahen Insel. Der Commandant hatte die Güte, uns einen Soldaten zur Verfügung zu stellen, um, von allen Zubringlichkeiten sicher, die Sehenswürdigkeiten in der Gegend zu nehmen zu können. Nichtsdestoweniger hatten wir Ruderleute, Aufsteiger, Berberinerbuben von der Insel Bige, die wir auch besuchten, ohne Gefahr auf dem Hals. Sie hatten unseren bewaffneten Begleiter bald als

einen guten Menschen durchschaut, der trotz allen Spectakels, den er anhub, nie Ernst machte. So sehr er immer schrie, regte sich niemand, um auch nur einen Schritt zurückzumachen. Ganz im Gegentheil wurde der Arme, der vor lauter Schreien und Umherspringen ganz heiser und im Schweiß gebadet war, noch mehr geneckt. Es scheint auch, als hätten ihm die Spitzbuben ein wenig Appetit machen wollen, indem sie ihn so hezten. Der Soldat war nämlich ein treuer, einfacher Diener des Propheten und hatte demgemäß seit 5 Uhr morgens nichts mehr gegessen. Hunger hatte er gewiß bekommen, denn es war schon 1½ Uhr nachmittags. Wir hatten inzwischen den Rundgang auf der Insel gemacht und schlugen unsern Mittagstisch unter einem Dornbaum am nördlichen Landungsufer der Insel auf. Natürlich wurde auch der Soldat eingeladen, lehnte aber zur großen Verwunderung unseres Appetites ab, mit den Worten: „Wir sind im Ramadan; ich faste und esse nicht.“ Darauf entfernte er sich, um auf einer hohen Mauerruine, unserem Ruheplatz gegenüber, unsere Bewachung zu übernehmen. Bald gesellten sich noch



Die Pyramiden von Giseh.

mehrere Araber zu ihm — und auch diese wiesen auf die Frage, ob sie ein wenig Brot und Käse wollten — die Einladung ab. Mir machte ihre Bescheidenheit und Kindlichkeit, mit der sie uns von der Mauer aus beobachteten und noch mehr ihr treues Festhalten am Geseze, einen sehr guten Eindruck. Die Leute waren ohne Zweifel abgemüht und hungrig und kamen ihrer Arbeit unter Seufzern und mit großer Beschwerde nach. Zu gleicher Zeit und mit demselben Ernste erfüllten unsere Ruderleute und Zuschauer aber noch einen anderen Wunsch des Propheten: Es fehlte nämlich ein Tischmesser. Natürlich wußte niemand etwas von dem Messer. Der kleine Diebstahl an uns „Ungläubigen“ wird ihnen ja zum ewigen Leben angerechnet.

Ohne die Folgen der abscheulichsten Krankheiten geht ein solches Fasten nicht ab. Diese übermäßig ermüdeten Leute müssen in der Nacht ein Quantum von Speise und Trank zu sich nehmen, welches wieder für einen vollen Tag ausreichen soll. Wie das zugeht, begreife wer kann. Bei uns ist es allgemein Erfahrung,

dafs nichtbefriedigter Appetit nach einer gewissen Zeit in Ekel umschlägt. Reizmittel für den Appetit sind für die armen Leute zu theuer. Was bleibt also anderes übrig, als mit Gewalt den Ekel zu überwinden und hinunterzuzwingen was Platz hat. Wenn wenigstens eine vernünftige Disciplin die Härte des Gesetzes mildern würde. Kein Gedanke. Das Gesetz des Propheten drängt jeden Augenblick und weicht nur der absoluten Unmöglichkeit. Viele wollen nicht einmal die Kinder ausnehmen.

Zu einem harten Tagewerk gesellt sich nun noch eine schlafarme Nacht. Das Essen und Trinken ist, da bei Tag keine Zeit dazu gegeben, auf die Nacht verlegt und alle bei Tag nicht ausführbaren Arbeiten müssen in der Nacht zuende geführt werden. Die Schlafzeit, die übrig bleibt, nimmt sovieler Schläfer auf, als es Leute gibt, die mit einem müden, vollen Magen ruhen können. Mit all dem schlägt am frühen Morgen schon wieder an der Thür und der Ausschreier verkündet unbarmherzig, dafs es noch einige Augenblicke dauere, bis der schwarze vom weissen Faden unterschieden werden könne. Wer durch die Noth zur Arbeit gezwungen ist, hat Zeit sich zu erheben, um den letzten Riesenschluck Wasser zu nehmen. — Bis zur untergehenden Sonne berührt kein Tropfen mehr die ausge-trocknete Kehle. Und so geht es ein Monat fort.

Der Glaube, dafs so etwas Ungeheuerliches göttliche Eingebung und bewunderungswürdig sei, hoffe ich, wird bereits in Bedauern und Entrüstung übergegangen sein. Jeder Leser sieht von selbst, dafs die Liebe, Barmherzigkeit, Milde und Menschenfreundlichkeit unseres Gottes zu einer derartigen Tortur im geraden Gegentheil steht.

Wilde sich niemand ein, ich habe zu schwarz gemalt. Wenn der Koran nach dem Geiste seiner Ausleger ins Leben übersetzt wird, kommt das Bild heraus, das ich gezeigt habe. Zum Glück sind die rigorosen Beobachter des Koran in diesem Punkte sehr rar, wenn nicht gar Ausnahmen. Die Mehrzahl der Moslim umgeht das Gesetz und dispensiert sich selbst, je nach der Weite ihres Gewissens.

Für die Reichen kann es keine köstlichere und schönere Zeit geben, als den Ramadan. Der lebenslustige Ägypter hat in allen Jahreszeiten Vergnügungen und Schmausereien. Nichtsthun ist immer seine Hauptthätigkeit. Aber der Ramadan ist doch die gelegenste Zeit für sein Schlummerleben. Dank der Auslegung des Fastengebotes unter den Reichen wird das schon an und für sich hinter Schlofs und Riegel sich abspielende Familienleben, welches meist in elendem Nichtsthun, Essen, Trinken, Schwätzen und Erzählen besteht, officiell in die Nacht verlegt. Den Tag über wird gefastet, wie der Koran es will, und wie der Arme es thut, bloß mit dem Unterschied, dafs der Reiche das Fasten im Bette betreibt. Um allen Magenschwierigkeiten zu entgehen, legt er sich zwei bis drei Stunden vor Sonnenuntergang ins Bett; dann erhebt er sich, macht sich ein wenig Bewegung und arbeitet vielleicht auf ein paar Augenblicke. Gegen Abend sitzt er unter den Vetern in der Moschee, mit großem Ernste und erheucheltem Hunger die Einladung zum Essen durch den langweiligen Kanonenschuss entgegennehmend.

Die Aufgeklärten unter den Moslims haben im Verkehr mit den Europäern den Koran auslegen gelernt, wie man ihn eigentlich auslegen sollte — sie fasten soweit es ihre Pflicht erträgt. Bewunderungswürdig ist an ihnen immerhin, dafs sie soviel Takt besitzen, ihr koranwidriges Leben vor der gläubigen Menge zu verbergen. — Es gibt wohl auch Reiche, die die Sache ernst nehmen. Im allgemeinen findet das Fasten im Bette statt.

So ist der Ramadan für die Reichen eine vielleicht mit unserem Carneval vergleichbare Zeit, während er für den armen Arbeiter eine ganz widernatürliche — für Seele und Körper unheilvolle Tortur bildet.

Fragt man nun, wie denn Mohammed oder seine Apostel der ohnehin schon schwachen und verdorbenen Menschennatur ein so hartes und zerstörendes Gesetz auferlegen konnte, so muß vor allem zugegeben werden, daß der Araber der Wüste, für den in erster Linie der Prophet vorsah, eine ungemein zähe, in Ertragung von Hunger und Durst gleich starke Natur besitz. Daher konnte er auf seine Schultern schon etwas mehr als gewöhnliches laden. Der Koran überbietet aber die Leistungsfähigkeit auch der stärksten Wüstenatur und will geradezu Unmenschliches. Weiter darf man wohl annehmen, daß eine alle Wünsche des verdorbenen Herzens begünstigende Religion, wie der Islam eine ist, wenigstens den Schein und die Außerlichkeit heroischer, guter Werke verlangen mußte, damit sie überhaupt das Ansehen und den Namen einer Religion beanspruchen und verdienen konnte. Der grenzenlosen, Körper und Geist zerrüttenden Zügellosigkeit und Weichheit sollte vielleicht eine ebenso tief in die Natur einschneidende Abtödtung des Gegengewicht bilden.

Das Fasten der Väter und Propheten hatte der Koran wohl nicht als Norm nehmen wollen, weil sonst die Moslems ähnlich wie die Christen gefastet haben würden. Er wollte ein ganz eigenes Fastengesetz, das mit dem christlichen womöglich nichts gemein hatte. Dieses Unicum konnte sich nur außerhalb der Grenzen der Vernunft und Natur finden. Auf diese Weise hat der Koran seinen Anhängern eine Pflicht auferlegt, wie sie schwerer noch keine andere Religion vorzuschreiben wagte. Der Orientale, gläubig angelegt, folgt dem Propheten mit heiliger Furcht, wiewohl er ihn zugrunde richtet und zu einem „heiligen“ Thiere herunterwürdigt.

Von Gott hat dieses Fastengesetz jedenfalls nichts zu beanspruchen, als seine Duldung für dasselbe. Der Schöpfer der Menschennatur ist derselbe, der Gesetze gibt und Propheten aus seinem Volke beruft.

(Fortsetzung folgt).

P. Wilhelm Bauhofzer, F. S. C.

Suakin am rothen Meere.

(Schluß.)

Ein Weg, aus zwei Drittel Damm und einem Drittel Brücke bestehend, führt uns von der Insel über den Meeresarm auf das Festland. Diese Verbindung wurde von Gordon Pascha hergestellt, jedenfalls ein sehr verdienstliches Werk, da früher Personen sowohl als auch Güter auf den schwankenden Canoes der Eingebornen übergeführt werden mußten. Auf dem Festlande liegt nun eine Fortsetzung der Stadt — Gef genannt zum Unterschiede von der Deschira (Insel). Die hauptsächlichsten Bauten derselben sind die Mamuria (Polizeidirection), Artillerie- und Cavalleriekasernen, die von der Regierung vor einigen Jahren errichtete Schule und endlich ein großes Gefängnis, wo über 300 ägyptische Sträflinge die Nacht zubringen, während sie bei Tage mit dem Reinigen und Besprengen der Straßen und sonstigen öffentlichen Arbeiten beschäftigt werden. Dieser Theil von Suakin ist mit einer steinernen Festungsmauer umgeben. Vier Thore führen in die Wüste hinaus, von denen eines besonders zierlich gebaut ist. Es wird von zwei Thürmen flankiert und eine Gedenktafel in arabischer Schrift sagt uns, daß dieses Thor sowohl als die ganzen Festungsanlagen von Kitcheener Pascha, damals Gouverneur von Suakin aufgeführt worden seien.

Ein Marsch von zehn Minuten bringt uns an den vorher erwähnten Damm und außerhalb desselben finden wir die Brunnen, die heute noch den größten Theil der Einwohner von Suakin mit Wasser versorgen. Auf dem ganzen Wege von der Stadt begegnet man eingeborenen Weibern, die unter einem schweren

Wasserschlauch gebückt einerschreiten; das Wasser wird dann an gewissen Plätzen der Stadt feilgeboten. Die Brunnen sind tiefe in den Sandboden gegrabene Böcher ohne Ausmauerung und Randeinfassung. Der Spaziergänger muß darum hier gut auf seinen Weg acht haben, wenn er nicht zu Schaden kommen will. Die meisten Brunnen sind Privateigenthum und dienen zur Bewässerung der umliegenden Gemüsegärten. Braune und schwarze halbnackte Männer sind hier den ganzen Tag damit beschäftigt, mit ledernen an einem langen Stricke befestigten Eimern Wasser zu schöpfen, um die Gemüsepflanzen zu begießen, oder gegen geringen Entgelt die Schläuche der Wasserträgerinnen zu füllen. In diesen Gärten zerstreut stehen ungefähr ein Duzend Sykomoren oder wilde Feigenbäume, die nun zu einer geschichtlichen Berühmtheit gekommen sind. Freilich wird es keinem der Zeitungsleser, die vor ungefähr 10 Jahren über die Schlacht von Gemaizeh (sprich Dschimeze) gelesen haben, in den Sinn gekommen sein, daß Gemaizeh keineswegs eine Stadt sondern nur das arabische Wort für Sykomore ist. Hinter diesen Brunnen breitet sich nach Westen hin eine sanft aufsteigende Ebene aus, die wohl wasserlos, doch nicht ohne Vegetation ist. Zerstreut in derselben stehen dürre und dornige Mimosenbäumchen, deren Mangel an Grün jedoch durch Schlingpflanzen, die sich an ihnen hinaufranken, ersetzt wird. Doch auch diese spärliche Vegetation verschwindet immer mehr aus der Nähe von Suakin; denn die Bäumchen werden umgehauen und als Brennholz nach Suakin geschleppt. Ein Marsch von drei Stunden gegen Westen bringt uns an die Berge, die sich der ganzen afrikanischen Küste des rothen Meeres entlang ziehen.

Wenn ich in meiner Beschreibung von Suakin und seiner nächsten Umgebung weitläufig und langweilig geworden bin, so möge man mir verzeihen. Ich verbrachte die letzten neun Jahre dort, und fast während der ganzen Zeit war es nicht rathsam, sich weit über die Festungen hinauszuwagen; denn in den ersten zwei Jahren meines Aufenthaltes hatten die Derwische noch ein Lager in Handub, drei Stunden von Suakin entfernt, und auch nach ihrer Vertreibung aus Handub und Tokar machten sie oft noch Beutezüge in die Umgegend von Suakin, trieben das Vieh weg und tödteten in grausamer Weise die eingeborenen Hirten. Wenn sie so an ihren Stammes- und Glaubensgenossen handelten, hätte ein ungläubiger Weißer noch weniger Gnade vor ihren Augen gefunden.

P. Karl Eich, apostolischer Missionär.

Unsere Bilder.

Auf Seite 29 sehen unsere Leser unsere jegige provisorische Kapelle, in der höchstens 20 Menschen Platz haben. Möge das hl. Herz Jesu uns helfen, auf daß wir im neuen Gebäude bald eine größere Kapelle beziehen und dann auch den Umbau der geplanten Herz Jesu-Kirche in Angriff nehmen können!

Auf Seite 33 finden unsere Leser das gelungene Bild des hochw. Dr. Joh. Chrysostomus Rittcrubner, das gewiß allen Freunden der centralafrikanischen Mission und den vielen Verehrern des ehrwürdigen Greises lieb und theuer sein wird.

Der Hauptmann von Kapharnaum, Seite 37, stellt uns die Befehrerung der Heidenwelt dar, die sich anbetend vor Christus niedervorwürft.

Marienbaum in Natarieh, Seite 41. Eine Beschreibung dieser altherwürdigen Erinnerung an den Aufenthalt der hl. Familie in Aegypten findet sich im „Stern der Neger“, 1. Jahrgang, S. 36 ff.

Die Pyramiden von Giseh mit der Sphinx wurden bereits beschrieben im „Stern der Neger“, 1. Jahrgang, S. 182 ff.

Correspondenz der Expedition.

Gaben: J. K.-Laatsch zum Neubaue 50 fl.; B. M.-Schirgiswalde (Sachsen) zum Neubaue 10 M.; J. W.-Krieglach 5 fl.; A. P., Cooperator-Bischofsmais 10 M.; J. G., Kaplan-Ober-Göbrach 1 fl.; Ph. C.-Körnitz 12 M.; N. S., Kaplan-Fiz 57 fl. für hl. Messen; J. H.-Brag zum Neubaue 5 fl.; A. H.-Maria-Trost (Steiermark) 80 fl. für hl. Messen; G. M.-Gedeir 10 fl.; Dr. J. M.-Neustift 30 fl.; A. Sch.-Wien 6 fl.; B. S.-Brixen 100 fl.; K.-Fünzing 500 fl.; Dr. J. M.-Neustift 100 M.; H., Kaplan Ravensburg 24^{so} M.; Ungenannt-Wien 1 fl.; A. W.-Doppeln 70 M. f. hl. M.; Ungenannt-Mühlau 5 fl. f. hl. M.; N. N.-Mühlau 10 fl. f. hl. M.; J. G.-Köln 40 M. für hl. M.; A. Sch., Pfarrer-Kersbach (Bayern): 1 Dhrwalder (Aufstand und Reich des Mahdi), 1 Paulitschke (Sudanländer).

Diesen und allen übrigen Wohlthätern sagen wir ein herzliches „Vergelt's Gott!“ und bitten um weitere milde Beiträge zum Baue unseres Missionshauses.

Bezieher: G. B., Ebensee. — J. J., Wien. — A. A., Wien. — J. C. Pf., Mühlbach. — A. W., Doppeln. — St. K. Pf., Innsbruck. — A. Sch. C., Wien. — M. M., Kiwitten. — A. K. Niederaltaich. — P. W., Welschnoben. — J. Sch. Pf., Waldsee. — A. W., Barbian. — A. N. Saalbach. — J. v. L., Graz. — J. M., Wald. — J. M., Pflersch. — J. A., Schnitz. — M. H. Brixen. — J. Kr., Blansko. — M. D., Neustadt a. B. N. — J. L., Karbis. — Sr. Bischöfl. Gn. Dr. J. K., Salzburg. — A. Tr., Pf., St. Andrá. — A. v. G., Brixen. — J. G., Brixen. — J. Schw., Pf., Ort. — K. L., Mühlau. — P. Sch., Pr., Brixen.

Zwei Sterne.

Es führt durch Himmelszeichen drei Könige Gottes Hand
Nach Bethlehem: sie lassen ihr Volk gern und ihr Land,
Nur um dem Stern zu folgen, der ihnen schien so klar,
Hineilen sie und bringen Gold, Weihrauch, Myrrhen dar.

Auf ihre große Treue folgt bald ein reicher Lohn:
Der Stern führt sie zur Krippe, zum hohen Gnadenthron;
Er führt sie zu Maria, zur Himmelskönigin,
Zur lieben Gottesmutter und ihrer Mittlerin.

Statt Gold flößt Jesus Liebe nun ihren Herzen ein,
Sein Herz voll Huld und Güte soll ihre Wohnung sein:
Und alle andern Gaben, er hat sie reich belohnt:
Der Himmel ist ihr Antheil, wo er mit ihnen tröht.

Doch heller noch als damals erglänzt ein anderer Stern,
Ihn sah im Geiste Balaam, jedoch nicht nah, nur fern;
Der Stern in Gluth der Flammen ist Lieb', ist Jesu Herz,
Es ist der Stern der Neger, der führt sie himmelwärts.

Ach, welchen Schmerz es duldet, wenn es hinüber sieht
In jenes Land der Schwarzen, wo heiß die Sonne glüht,
So wie von Bäumen lautlos im Herbst fällt das Laub,
So sind viel tausend Seelen dort stets der Hölle Raub.

O möcht' doch bald erscheinen im Sudan dieser Stern,
Und allen Rettung bringen, den Negern nah und fern!
O wie sie sehr verlangen das heil'ge Glaubenslicht,
Laßt helfen uns den Schwarzen, denn dies ist heil'ge Pflicht!

Aufnahms-Bedingungen

der Congregation der Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Die Congregation besteht aus Ordenspriestern und Ordenslaienbrüdern.

Es werden in dieselbe außer Priestern aufgenommen Studenten und Laienbrüder. Hierzu wird von der Regel erfordert:

1. Für Studenten: dass sie wenigstens 16 und nicht über 34 Jahre alt, von guter körperlicher Gesundheit, hinreichenden Fähigkeiten, gediegemem und beständigem Charakter, von habituell guter Aufführung, frei von Schulden und Familienhindernissen sind; ferner, dass sie nie in Missionen gewesen sind und nie einer anderen geistlichen Genossenschaft angehört haben, dass sie den aufrichtigen Willen besitzen, Ordensleute zu werden und sich für immer der Mission zu weihen; dass sie so viele Studien gemacht haben, um regelrecht der Philosophie und Theologie sich widmen zu können, zum mindesten jedoch, dass sie die 5. Gymnasial-classe absolviert haben.

2. Für Laienbrüder: dass sie das 20. Jahr vollendet und das 30. nicht überschritten haben, feste Gesundheit und körperliche Kräftigkeit, offenen Sinn und gesunden Verstand, Kenntniss irgend einer mechanischen Kunst oder eines Handwerkes, genügenden Unterricht und Befähigung, um an Ort und Stelle fremde Sprachen zu erlernen, besitzen; dass sie von bürgerlichen und militärischen Verpflichtungen und von Seite ihrer Familien frei sind, keine Schulden oder sonst Verpflichtungen welcher Art nur immer haben; dass sie noch nicht in Missionen gewesen sind und keiner anderen geistlichen Genossenschaft angehört haben; vor allem aber, dass ihre sittliche Aufführung derart ist, dass man mit Grund Gutes von ihnen hoffen kann.

Alle müssen zwei Jahre Noviziat machen, worauf sie, wenn nach dem Urtheile der Obern kein Hindernis entgegensteht, die heiligen lebenslänglichen Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams ablegen. Die Studenten setzen dann ihre Studien für das Priesterthum fort.

Beim Eintritt in die Congregation muss jeder eine bescheidene Ausstattung an Kleidung und Leibwäsche mit sich bringen und soviel Geld, als zur Rückkehr in die Heimat erforderlich ist, wenn solche aus einem triftigen Grunde sich als nöthig erweisen sollte.

Nach ihrem Eintritte, seien sie Studenten oder Laien, übernimmt das Institut ihre Versorgung in allem Nöthigen, in Gesundheit und Krankheit, wie für seine Söhne.

Behufs Aufnahme in die Congregation ist an den P. Rector des Missionshauses der Söhne des hl. Herzens Jesu in Mühland bei Brigen (Tirol) Folgendes einzusenden:

1. Ein Aufnahmsgesuch mit kurzer Lebensbeschreibung und der Erklärung, Ordensmann und Missionär für die Regel lebenslänglich sein zu wollen;
2. das Zeugnis des Bischofs der eigenen Diöcese;
3. das Tauf- und Firmungszeugnis;
4. ein Sittenzeugnis, ausgestellt vom eigenen Pfarrer;
5. ein ärztliches Gesundheitszeugnis;
6. (bei Minderjährigen) die Zustimmungserklärung des Vaters oder Vormundes;
7. (bei Studenten) die Zeugnisse der absolvierten Gymnasialclassen, besonders der letzten;
8. (bei Laien) im Gesuche angeben, ob sie ein Handwerk verstehen.

